

www.nyland.de
nyland@nyland.de

Johann Moritz Schwager
Lesebuch

Zusammengestellt und mit einem Nachwort von
Frank Stückemann



NYLANDS KLEINE WESTFÄLISCHE BIBLIOTHEK 32

Nylands Kleine Westfälische Bibliothek
herausgegeben im Auftrag der Nyland-Stiftung, Köln,
in Zusammenarbeit mit dem Westfälischen
Literaturmuseum Haus Nottbeck und der
LWL-Literaturkommission für Westfalen
von Walter Gödden

Band 32

Die Deutsche Bibliothek – CIP-Einheitsaufnahme
Bibliografische Information Der Deutschen Bibliothek
Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation
in der
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte
bibliografische Daten sind im Internet über
[<http://dnb.ddb.de>] abrufbar.

Gedruckt auf umweltfreundlichem, chlorfrei gebleichtem
und alterungsbeständigem Papier.

Alle Rechte vorbehalten. Dieses Werk sowie einzelne
Teile desselben sind urheberrechtlich geschützt. Jede
Verwertung in anderen als den gesetzlich zugelassenen
Fällen ist ohne vorherige schriftliche Zustimmung des
Verlages nicht zulässig.

Bücher der Nyland-Stiftung, Köln, im Aisthesis Verlag
© 2012 Nyland-Stiftung, Köln
ISBN: 978-3-895-28-904-0
Umschlaggestaltung: AWard Associates, Münster
Druck: docupoint, Barleben
Printed in Germany

Inhalt

1. Brautbrief an Helene Go[e]sling, Joellenbeck, 1.12.[17]68	9
2. Gesellen-Lied der Freimaurer, 1773	10
3. Von der Inoculation der Pocken: An den Herrn Doctor Opitz zu Minden, Joellenbeck, am 26. Nov. 1773	11
4. Aufmunterung die Natur zu studieren	14
5. An Anton Matthias Sprickmann, Joellenbeck, 21.2.1775	17
6. Offener Brief an den Verfasser der Predigten des Hrn. Mag. Sebaldu Nothanker, aus seinen Papieren gezogen, 19.8.1775	21
7. Aus der Vorrede zu Leben und Schicksale des Martin Dickius, 2. Auflage 1777	23
8. Krigelius alias Friedrich August Weihe	25
9 Rezension zu Karl Justus Friedrich Weihe, Leben und Charakter des ehemaligen Predigers von Gohfeld, Friedrich August Weihe, 1780.	27
10 Die »Erweckungspredigt« des Dickius	27
11. Anton Matthias Sprickmann an Heinrich Christian Boie in Göttingen, Münster, 8.8.1775	32
12. Christusfamilien in Jöllenbeck: An das Konsistorium, 5.10.1776	32
13. Über den Don Quixote: Friedrich Justin Bertuch an J. M. Schwager	35
14. Zu Friedrich Eberhard von Rochows Kinderfreund: An das Konsistorium, Joellenbeck d 26 April 1777	35
15. Nachricht und Bitte an die Gelehrten im Blick auf Balthasar Bekker	37

16. Vorrede zu: Ueber die Beschaffenheit und Absicht der Versuchung Christi in der Wüsten; eine Untersuchung von Hugo Färmer (1777)	38
17. Zu Otto Basilius Hesse, Versuch einer biblischen Dämonologie, oder Untersuchung der Lehre der Heil. Schrift vom Teufel und seiner Macht; mit einer Vorrede und einem Anhang von D. J. Sal. Semler, Halle bey Hemmerde 1776	39
18. Heinrich Christian Boie an Anton Matthias Sprickmann, 31.10.1777	40
19. Aus: Ueber die münsterschen Medizinal-Gesetze	40
20. Aus: Ueber den Selbstmord	43
21. Ueber die neuere Rechtschreibung	44
22. Offener Brief an Joachim Heinrich Campe, Joellenbeck, Januar 1780	49
23. Friedrich II. von Preußen an J. M. Schwager	53
24. Ohnvorgreiflicher Vorschlag, diejenigen Männer, die ihre Weiber schlagen, dem Vaterlande nützlich zu machen	54
25. Brunnenkur. An Christian Christoph Sturm, Auszug aus dem Brief eines Landgeistlichen von seiner Reise nach Pyrmont, G** den 19 Jul. 1781	57
26. Aus: Stillbachs Leben, ein Zauberroman (1781)	59
27. Auch meine Gedanken, bey Lesung einer merkwürdigen Schrift: Ueber die bürgerliche Verbesserung der Juden, von Christian Wilhelm Dohm, Berlin 1781	63
28. An Friedrich Nicolai, 5.9.1782	66

29. Ueber die erste Bildung der Kinder zur Religion	69
30. Noch etwas über das Blatterbelzen	70
31. Aus: Schreiben vom Niederrheine, die deutsche Gesellschaft zur Beförderung reiner Lehre und wahrer Gottseligkeit betreffend	71
32. Aus: Zweites Schreiben vom Niederrheine, die deutsche Gesellschaft zur Beförderung reiner Lehre und wahrer Gottseligkeit betreffend	72
33. Johann Salomo Semler	74
34. Zu J. S. Semler, Unpartheyische Sammlungen zur Historie der Rosenkreuzer, Leipzig 1786	74
35. Thronwechsel in Preußen	79
36. Versorgung der Pfarrwitwen. An das Stift Schildesche, Joellenbeck, 22.8.1788	80
37. Religiöse Volksaufklärung: Ueber die theologischen Systeme; etwas für Layen, die oft unchristlichen Kämpfen zusehen	82
38. Joellenbecker Trinksitten: An das Konsistorium, 18.4.1789	84
39. Kinderarbeit: An Superintendent Caspar Johann Florens Hoffbauer, 13.4.1790	86
40. Streit um die Nebenschule in Oberjöllbeck: An das Konsistorium, 10.7.1790	87
41. Die Mindensche Provinzial-Examinationskommission: An F. Nicolai, 6.9.1792	89
42. »Wehrkraftzersetzung«	90
43. »Volksverhetzung«: An Friedrich Nicolai, 2.11.1792	91
44. »Hofobscurantismus«: weder Orthodoxie, noch Pietismus, aber eine Mystik, wenn es je eine gab	92

45. An Helene Schwager, Jöllenbeck, Ende 1797 oder Anfang 1798	92
46. Religion ist die sicherste Grundveste eines Staats	94
47. An Friedrich Nicolai, 7.9.1793	101
48. An Friedrich Nicolai, 22.2.1794	101
49. Visitationspredigt am 23sten Sonntage nach Trinitatis 1793	101
50. Zum Predigtbuch: An Friedrich Nicolai, 16.4.1794	123
51. Staatsminister Friedrich Anton v. Heinitz an J. M. Schwager	125
52. Heuerlinge. Aus der Predigt: Die Vorliebe Jesu für sein Vaterland	126
53. Kurze Anweisung, wie man es anfangen müsse, kranke und schwächliche Kinder zu haben	127
54. Das glückliche Alter	129
55. Ludwig Natorp: Nekrolog auf Schwager	133
Anmerkungen	136
Nachwort	143
Zur Textgestaltung	160
Textnachweise	160

1. Brautbrief an Helene Go[e]sling,¹ Joellenbeck,
1.12.[17]68

Ich schreibe Ihnen ohne Titel, ich weiß nicht, wie ich meinen Brief an Sie anfangen soll! Mademoiselle? Das ist zu wenig, mein Herz hat bessere Namen für Sie, aber die Umstände, die eigenwilligen Umstände erlauben mir diesen Gebrauch noch nicht. Nun fühle ich erst, wie werth Sie mir sind, da Sie noch Bedenken tragen, die Meinige zu werden. Heute, wie ich eben aus dem Kirchspiel zu Hause erschien, kam H[err] D[oktor] Pagenstecher.² Er hatte mir in einem seiner Briefe versprochen, mit L[enchen]s Hand in der Tasche zu kommen. Wie geizig sah ich nach seiner Tasche! Noch kein Brief? Tausend Fragen wollte ich tun und tat kaum eine. Die Ungeduld[,] Ihren Brief aus dem freundlichen Gefängnis des Herrn D. P[agenstechers] Tasche zu haben, machte mich stumm, und er hatte keinen; er sah mystisch aus, wie ein Quäker, geheimnisvoll, beinahe, wie ein Bote des Unglücks. O! meine Unruhe können Sie nicht fühlen, die mir die Mienen dieses grausamen Freundes gemacht haben. Ein gedeckter Tisch stört uns, ich soll essen! Nein, mir schmeckt nichts. Wieder was Unerwartetes. H... will nach Schildesche. Ist er vielleicht gar ein Spion? Nun, dies mag er sein, ich freue mich[,] und kämen hundert Spione, so freute ich mich, alle hundert sollen wissen, was Joellenbeck ist. Aber keine hundert, keinen einzigen mehr, die Zeit wird mir zu lang, bis ich Ihren Entschluß weiß. Fragen Sie H[errn] D[oktor] P[agenstecher] nach allem. Sie wissen, er ist ehrlich und aufrichtig, er ist Ihr Freund. Vornehmlich fragen Sie Ihr Herz, fragen Sie Gott, ihm sei unsere Liebe empfohlen! So habe ich nie geliebt, so unruhig habe ich nie geschlafen, so gerne habe ich mich nie nach Osnabrück gewünscht. Kurz, so wert ist mir Keine, als Sie. Glauben Sie es, mein Kind! Und wenn Sie noch zehnmal von Bielefeld was gehört haben. Könnte ich Ihnen die Ränke beschreiben, die man angewendet hat,

um Ihnen untreu zu werden; hätten Sie mich in der Lage gesehen, worin mich interessierte falsche Freunde, Versprechungen und eine [sich] verstellende Buhlerin brachten, Sie hätten mich bedauert, aber hätten Sie mein Herz gesehen, das nach einem harten Kampf mit der betrogenen Vernunft sich für die Treue, für die Geliebte erklärte, Sie liebten mich doppelt. Lieben Sie mich, so entreißen Sie mich solchen Angriffen bald, wo meine Person, doch meine gute Bedienung keine Stunde frei ist. Und ehe[r] bin ich nicht sicher, bis ich nicht der ganzen Welt sagen kann, daß Sie meine Braut sind. Süßer Name, liebes Lenchen! Machen Sie mich bald so glücklich! Sie sollen keine Romanheldin werden, wenn Sie gleich sich mutig für mich und alle [,] alle Hindernisse erklären. Noch lieber wollte ich Sie haben, wenn ich könnte, wenn Sie mich aus einer zärtlichen und standhaften Liebe glücklich machen wollten. Die Unruhe können Sie sich nicht denken, mit der ich Ihrem Entschlusse entgegensehe. Fliegen will ich dann zu Ihnen. Schon vor etlicher Zeit habe ich Pastor Schultze zu Schildesche³ gebeten, dann etliche Tage für mich zu vicariren.

Leben Sie wohl, unnennbare Geliebte! Leben Sie bald für Ihren zärtlichen J[ohann] M[oritz] Schwager.



Scherenschnitt von Margarethe Catharine Helene Schwager, geborene Gösling (1747-1819). Abb. aus: Horst Ulrich Fuhrmann: Jöllenbeck. Heimat im Wandel der Zeit. Bielefeld 1991.

2. Gesellen-Lied der Freimaurer, 1773

Hier, in der Freyheit sicherm Schooße,
In brüderlicher Einigkeit:
Hier, wo der Mächtige und Große
Dem Kleinern Hand und Herze beut:
Hier, wo die Unschuld und die Freude
In ungetrennter Freundschaft stehn:
Hier, Brüder! kommt, und laßt uns heute
Nach unsrer Pflicht zu Werke gehen.

Wir baun der Wahrheit eine Veste,
Der Weisheit einen Aufenthalt;
Nicht Ehrensäulen, noch Palläste,
Für Unterdrückung und Gewalt.
Wir tragen Lehren und Exempel,
Nicht Marmor, Kalk und Stein zu Hauf,
Und richten für die Tugend Tempel,
Und für das Laster Kerker auf.

Ein Bau, den keine Wuth in Flammen,
Der Wasserwogen Macht nicht fällt,
Weil ihn der Weisheit Kitt zusammen,
Der Wahrheit Pfeiler aufrecht hält.
Was sind jetzt Babels Wunderwerke,
Als wüste Haufen, Schutt und Staub?
Nur unsrer Weisheit ew'ge Stärke
Wird keiner Zeit ein morscher Raub.

3. Von der Inoculation der Pocken: An der Herrn
Doctor Opitz⁴ zu Minden, Joellenbeck, am 26.
Nov. 1773

Die Vorurtheile wider die Inoculation, die so lange unter Menschen von angebauerem Verstande und bessern Einsichtern, nur gar zu oft aus Sucht zu widersprechen, geherrscht haben, finden bey dem Bauren den größten Beyfall. Woher mag es immer kommen, daß dem Guten der Zutritt[t] so schwer gemacht wird? Ich glaube aus eigener Erfahrung den Vorurtheilen nachforschen zu können, wie sie entstehen, und ihr Glück machen. Erst lachten meine Bauren mich aus, als bekan[n]t ward, daß ich meinen Kindern die Blattern wol[l]te geben lassen. Sie erklärten grös[s]tentheils mein Vorhaben für unmöglich, und wurden in ihrem Widerspruche bestärkt, als sie nicht so bald erschienen, als sie es forderten. Die Blattern erschienen endlich, und nun waren es keine durch die Kunst hervorbrachten Blattern, nein, hieß es, das trif[f]t sich nun von Ohngefähr, Gott kan[n] sie nur geben, und Menschen können Gott nicht vorgreifen. Eifrige Prädestinarianer! Selbst in der Blatter[n]epidemie glauben die wenigsten, daß die Blattern durch Anstecken fortgepflanzt werden. Nein, Gott muß es nun schlechterdings einmal so beschlossen haben, daß die und die Kinder die Pocken zur gleichen Zeit haben sollen, und die zum Sterben bestimmt sind, die sterben. Einige trauten mir halb und halb die Möglichkeit zu, daß man durch Kunst die Pocken hervorbringen kön[n]te, allein, es schien ihnen unverantwortlich zu seyn, gesunde Kinder ohne Noth krank zu machen, es sey ja frühe genug, wenn Gott es thäte. In der Krankheit selbst erlaubte ich den Patienten die freye Luft so viel, als die Umstände es zugeben wol[l]ten. Hierüber entstand ein murrendes Seufzen, Blindheit, Todt und alles Unheil prophezeyte man den armen Kindern; allein sie sind nicht blind geworden, ihre Augen sind nie besser gewesen, als

je[t]zt, sie leben, und sind munter. Einige glaubten, daß ich grausam wäre, ihnen eine Kranckheit zugezogen zu haben, von der sie vielleicht sonst ganz befreyt geblieben wären. Kon[n]t' ichs wohl vom Landmann erwarten, zu glauben, daß Kinder, die nicht fähig sind, die Blattern zu bekommen[,] auch die gekünstelten nicht bekommen würden? Sehen Sie, mein geschätztester Herr! hier ist die Quelle vieler Vorurtheile, die auch sogar Gelehrte angesteckt haben. Nicht diese Vorurtheile, sondern noch andere Hindernisse versperren der heilsamen Inoculation den Weg. Die Gemächlichkeit der Eltern ist eins der gewöhnlichsten, die, gleich den Faulen, sich von einem Tag zum andern vor der Unruhe fürchten, die die Kranckheit verursacht, und sie nicht ehe[r] angehen, bis sie müssen. Wüßten sie, wie süß es ist, seine wichtige Pflicht gethan zu haben, und von allem Kummer und aller Furcht frey zu seyn, die uns die Erwartung dieser Kranckheit nothwendig verursachen muß, wie sehr würden sie eilen, sich hiervon zu befreien. Und wie beissend muß der Vorwurf nicht seyn, wenn wir unsre Kinder unsrer Gemächlichkeit aufgeopfert haben, da wir sie wahrscheinlich gerettet würden haben, wenn wir unsre Bequemlichkeit früher hätten verleugnen wollen. Ein ander Hinderniß droht der Aufnahme der Inoculation – schrecklich ist der Gedanke, wider die Menschheit empörend, und doch leider wahr – Viele Eltern aus dem Volk sehen den Tod ihrer Kinder als eine Wohlthat an, denn sie sind ihnen zur Last, und werden aus diesem Grunde sich nie dazu bequemen, sie durch Inoculation zu retten. Darf ichs wohl erst sagen, daß eine Versäumung der uns von Gott gegebenen Mittel hier Todtschlag sey? und doch scheinen di[e]s die meisten Menschen nicht wissen zu wollen. Die Eltern sind rar unter dem gemeinen Volke, die eine gewissenhafte Zärtlichkeit für ihre Kinder haben, allein, wenn eine Inoculation ausföndig gemacht werden kön[n]te, wodurch der Landmann sein Vieh so sicher erhalten kön[n]te, als seine Kinder, in

vierzehn Tagen würden alle Kühe, Pferde, Schweine, Hühner und Gänse inoculirt seyn.



Johann Moritz Schwager (1738-1804). Bildvorlage für den Kupferstich von J.G. Schmidt, Dresden 1794.

4. Aufmunterung die Natur zu studieren

Die Welt ist der Tempel Gottes, überall sind seine verehrungswürdigen Eigenschaften eingegraben. Wo wir hinsehen, erblicken wir die Wunder seiner Macht; wo unser Fuß wandelt, finden wir die Fußstapfen seiner Güte. Groß in dem Bau unermesslicher Welten⁵, nicht weniger groß in dem Staube am Fuße des Wanderers, herrlich in dem Bau des ungeheuren Elephanten, und nicht minder in der Milbe, deren Welt ein Sandkorn ist⁶, verbreitet er Leben und Glückseligkeit in der vollkommensten Ordnung durch alle Gefilde der Schöpfung. Vom Wurme an bis zum Menschen; vom untersten Grade des Lebens und der Empfindung bis zur Vernunft, geht die Reihe der Geschöpfe ununterbrochen, mit immer zunehmenden Fähigkeiten fort, so daß keines derselben vergessen ist, das den Reichthum der Natur vermehren könnte. Alle vervielfältigen sich nach dem Maaße, als sie brauchbar sind und Nahrungsmittel haben. Die Raubthiere in den afrikanischen Wüsten werfen niemals über zwey Junge; die Fische und Insecten vermehren sich unendlich. Der Sperber legt jährlich nur zwey, höchstens vier Eyer, da eine Henne es bis auf funfzig bringt. Der eine Theil lebt vom Grase, der andere erhält sein Leben auf Unkosten anderer Thiere. Nach der Verschiedenheit ihrer Nahrung und dem Orte, wo sie selbige zu suchen haben, ändern sich auch ihre Glieder, deren Gebrauch ihnen ein nie fehlender Instinct lehrt. Jedes kennt seinen Feind, und weiß, ob es fliehen oder sich vertheidigen muß, jedes kennt seine Nahrung, und weiß selbige zu erhaschen, einzusammeln und aufzubewahren, oder durch lange Reisen in fremden Gegenden zu suchen. Wer lehrte denn die Ameise Minen graben, und den Keim des Kornes benagen, damit es nicht auswächst? Wer zeigte den Zugvögeln im Winter den Weg ihrer Reise und die Gegend der Länder? Wer unterrichtete

die Schmeißmücke, ihre Eyer in das Fleisch zu legen, oder den Kornwurm, sie unter das Oberhäutchen des Mottenkrauts zu vergraben? Wer unterwies den Ameisenlöwen, ein Grübchen in den Sand zu graben, und auf die vorübergehende Ameise zu lauren? Wer zeigte der Wasserwanze das Rudern? Ist es nicht der Herr, der ihnen Daseyn und Leben gegeben, der ihnen Waffen und Werkzeuge verliehen hat, die alle Anstrengung der Kunst nicht erreichen kann; der ihnen diese Triebe angeschaffen hat, die sie so sicher und unfehlbar zu ihrem Zwecke führen? Wie kann uns denn also etwas gleichgültig seyn, das mit uns aus der Hand des Schöpfers gegangen ist; ja, das so reich an den größten Wundern ist? Wie können wir gegen die unermesslichen Schätze der Natur, die uns die Vergrößerungsgläser aufdecken, fühllos seyn, und unsre Zeit mit Spielen und Tändeleien tödten? Denn das heißt gewiß nicht die Geschöpfe kennen, wenn wir sie, gleich den Thieren, nur von außen kennen, ihre Schönheiten betrachten, ohne auf die Quelle derselben zurückzugehen, ohne den zu bewundern, der alles so herrlich erschuf. Schon unser eigner Nutzen verbindet uns zur Erforschung der Gegenstände der Natur, wo selbst das Schädliche, bey reiferer Betrachtung, eine unbekannte Wohlthat ist, aber noch dringender die Ehre des Schöpfers, der aus Offenbarung und Natur von uns erkannt seyn will. Jede Pflanze, jedes Thier, zeigt eine neue Kunst, die von andern unterschieden ist, die zu ihrer Erhaltung und Fortpflanzung dient, und befestigt unser Herz in dem tröstenden Gedanken, daß wir kein Spiel eines blinden Ungefährs, sondern das Werk eines allweisen Geistes sind, in dem alle Schätze der Schönheit und Vollkommenheit, so wie der vollkommensten Güte und Seligkeit verborgen liegen. Keine Freuden sind süßer und dauerhafter, als diejenigen, welche aus der Bewunderung seiner unendlichen Macht, Weisheit und Güte entstehen, und nichts erhebt das Herz zu so edlen Empfindungen, und zu einer so sichern und unwandelbaren Ruhe, als die

Beschauung solcher Vollkommenheiten, worauf sich alle unsere besten und tröstlichsten Erwartungen stützen können. Eilt also, Kinder, bald euren gütigen Schöpfer in seinen Werken finden zu lernen, und ihm aus eurem Munde Lob zu bereiten! Nie könnet ihr eure Herzen zu früh zu der Ehrfurcht, die ihr einem so weisen Schöpfer, einem so gnädigen Erhalter schuldig seyd, angewöhnen, nie zu früh sie in dem Zutrauen üben, das ein solcher Wohlthäter von seinen Geschöpfen zu fordern berechtigt ist. Edle Jünglinge, die ihr wahre Weisheit sucht, und anständige Gesinnungen verehret, hier sind tausend Schätze, die euern Verstand bereichern, und mit nützlichen Kenntnissen anfüllen können; tausend Gelegenheiten, frühe an euern Schöpfer zu denken und seine Majestät anzubeten, wozu euch Laub und Gras, Vögel und Insecten, jeder Gegenstand, der durch seinen Ruf Vollkommenheit und Leben erhielt, auffordert. Wie könnet ihr da leichtsinnig seyn wollen, wo die Allmacht ihre Spuren eingedrückt hat, wo Heiden erstaunten, und Christen anbeten! Wie könntet ihr seinen Geboten widerstreben wollen, wenn ihr sehet, daß sein ganzes Wesen Güte ist, daß er nur, um Glückseligkeit auszubreiten, Schöpfer ward? Wie solltet ihr Ihm nicht euer Herz, nicht die Schicksale eures Lebens übergeben, da ihr überzeugt seyd, daß ihr es den Händen der Liebe anvertrauet? Nichts kann eure Herzen mehr heiligen, nichts eure Zufriedenheit fester gründen, oder euren Durst nach Wissenschaft oder Vergnügen besser befriedigen, als diese Betrachtungen, welche euch die Natur so willig darbietet, und womit wir euch künftig oft zu unterhalten gedenken.

5. An Anton Matthias Sprickmann, Joellenbeck,
21.2.1775⁷

Liebster Freund!

Ja! alle Ceremonialtitel sollen weg bleiben, denn unsern Herzen sind sie doch nur Zwang. Wir haben bessere Namen für uns, die in keinem Talander,⁸ in keinem Titularbuche stehen, – in unseren Herzen finden wir sie, und daher wollen wirs nehmen, was wir uns schreiben.

Ich soll ihr Kritiker, oder ihr kritisirender Freund seyn? Trauen Sie mir nicht zu viel zu? Haben mir ihre Freunde nicht geschmeichelt? Und gesetzt! ich wäre nicht ohne alle Empfindung des Schönen und nicht Schönen; kann ich darum schon Ihre Aufsätze in der Theaterzeitung beurtheilen? Theils kenn' ich dies Institut nur dem Namen nach, denn halten kann ich alle solche Blätter nicht, da ich keine Mithalter habe, und theils leb' ich schon von der großen Welt entfernt, daß ich im Theatralischen gar nicht mehr zu Hause bin. Indessen bin ich gegen das Schöne, wo ichs finde, nicht gleichgültig. Wenn ich in meiner Einsamkeit eine Emilia Galotti, einen Götz von Berlichingen, einen Edelknaben lese; so feir' ich ein großes Fest, und tausche in dem Augenblicke mit unserm großen Friederich und allen seinen Schätzen nicht. Ich verliehre freylich durch die Abwesenheit von der Bühne, aber nicht mein Dorf, sondern das sklavische Joch des Vorurtheils, mein schwarzer Rock würde mich auch davon entfernt halten, wenn ich gleich in Hamburg, oder Berlin lebte. Wollen Sie mir indessen einmal an meinen Schwager, Hrn. D. Pagenstecher in Osnabrück[,] ein Paket Ihrer Sachen schicken, und wollen mit mir einen Versuch machen, so sollen Sie wenigstens die Stimme eines unpartheiischen Freundes hören, wenn es auch nicht die Stimme eines Recensenten vom Handwerk ist! Sie erhalten dagegen meine Sachen, so wie sie die Presse verlassen, denn in Manuscript hab' ich jetzt nichts von Bedeutung übrig.

Westphalen soll Ihnen nicht wider[ich] werden. Nein, mein Freund! Es ist Ihr Vaterland, es hat Ansprüche auf Ihre Hülfe, und es würde unendlich leiden, und zu viel verlieren, wenn es, in seinen noch dunkeln Umständen meinen Sprickmann entbehren sollte. Wir wollen patriotisch seyn, und unsre Mitbürger aufzuklären suchen, so wenig Dank wir auch zu hoffen haben; es soll, es muß in Westphalen bey der Morgendämmerung nicht bleiben, in unsrer Mitbürger Köpfe kann es Tag werden, und soll. Mir, der ich nur ein naturalisirter Westphälinger bin, werden Sie doch den Vorsprung nicht lassen wollen?

Westphalen wird uns noch das liebste Land der Welt werden, wenn uns ein freudiges Bewußtseyn einst sagen wird: wir haben uns um das Vaterland verdient gemacht. Wie schön sind die Aussichten in Münster! Gott erhalt' uns lange Ihren Fürsten und Ihren großen Fürstenberg, und können uns dann noch Schwierigkeiten unüberwindlich seyn? Wie stehts um Ihre Universität? Mögte sie bald blühen! und mögten Männer, wie Sie, den Lehrstuhl einnehmen! Aber, doch nur unter einer Bedingung, daß Sie in Münster bleiben, soll denn keine luthersche Kirche gebaut werden? Auf den Fall hab' ichs mir in den Kopf gesetzt, der erste luthersche Prediger in Münster zu werden. Mein Hertz sagt mir, daß ich da an meinem Ort seyn würde. Unter uns gesagt, ich bin durch eigne Erfahrung tolerant geworden; ich fühl' es in mir, daß Irren unser Erbteil ist, und der Ewige uns alle verstoßen müßte, wenn für Irrende kein Himmel wäre. Verdienst und Tugend ist mir überall schätzbar, und wenn ich mir einen Mendels[s]on denke, so weis ich nicht, daß er ein Jude ist, und tugendhafte Juden hab' ich immer mehr geliebt, als Schurken, die sich Christen nannten. Denken Sie also immer zum Voraus ein Bischen an mich, wenn die Sache noch von Erbauung einer lutherschen Kirche in Münster seyn sollte, und machen Sie mich bey Männern, die mit rudern, als einen Enthusiasten bekannt, der viel thun kann.

Aber, das sind Aussichten, die sich hinter entfernten, blauen Bergen verliehren. Wir dürfen unsern Patriotismus nicht bis dahin ruhen lassen. Hören Sie mein Project. Mit den Mindenschen Intelligenzblättern mach' ich den Versuch, was in Westphalen ausgerichtet werden kann. Ich habe den Anfang gemacht, und zwar jetzt erst, Recensionen über Schriften einzurücken, oder erst einzuschicken, die ich in die Hände unserer Landsleute zu bringen wünschte. In meiner dummen Gemeinde denk ich wenigstens hundert Exemplare Nothankerscher Predigten unter zu bringen.⁹ Der Bauer ist mein Maasstab, und was ich bey dem thun kann, muß in Städten, und unter Leuten von Erziehung keine Schwierigkeit haben.

Wirds mir nicht zu schwer, mir den Weg so zu bahnen, so denk' ich schon auf ein Wochenblatt, Der Westphälinger mag es heißen. Dies muß nach meinem Plan, jedoch *salvo meliori*,¹⁰ ausgeführt werden, und eine Lectüre unsrer Landsleute seyn. Hier sollten sie gute und nützliche Schriften kennen lernen, aber nicht viele, damit sie nicht, wie der Gasco[g]nier, alles auf einmal verschlucken wollen, und sich den Magen verderben. Lehrreiche Aufsätze, nach der strengsten Wahl gewählt, sollen mit den Recensionen abwechseln, Tugend und Philosophie des Hertzens sollen sie eingeben, und warmer Patriotismus muß uns Leser verschaffen. Es muß ein Provinzialblatt werden, denn in andern Provinzen Deutschlands hat man nicht mehr nöthig, wenigstens glaubt mans, solcher Mittel nicht mehr nöthig zu haben. In Westphalen und am Ni[e]der Rhein, meinem Vaterlande, wollen wir unsre Comtoire haben, wenn wir so frey seyn dürfen, diese Wieland-Jacobische Methode zu wählen, und der Nutzen, nicht unsere Ewigkeit, soll der Schutzgeist dieser Blätter seyn. An Arbeitern hab' ich erst zwey, Sie und mich, und könnten wir unseren lieben Benzler¹¹ aus Lemgo eine Station verschaffen, wo er von sich selber abhinge; so hätten wir schon drey: von diesem lieben Manne schreib' ich Ihnen

künftig. Wollte Möser mit uns gemein Sache machen; so hätten wir sechs, denn Möser kann wohl für drey gelten. Wenn Jacobi und Dohm sich nach diesem Plan accomodiren könnten; so wollten wir sie reclamiren, aber ich baue nicht viel auf sie: Jacobi ist für einen Westphälischen Magen zu weichlich, und Dohm sitzt in Japan.¹² Einen gewissen Prediger, den Mag. Delius in Heepen bey Bielefeld¹³ könnten wir auch gebrauchen, wenn er so gut seyn wollte, seine weitläufige Gelehrsamkeit ein wenig zu verleugnen, und wie weit Hr. D. Stühle¹⁴ nützlich seyn könnte, wissen Sie am besten. Auf Hrn. M. Nonne in Lippstadt¹⁵ rechn' ich vor der Hand nicht, es wäre denn, daß an dem Manne mehr wäre, als ich glaube. Und sollten wir bey dieser Gelegenheit nicht noch junge Genieen keimen lassen, die jetzt im Dunkeln sind? Jede Religions Parthey muß unser Institut nutzen können, denn warme, wohlthätige Philosophie des Hertzens kennt keine Secten.

Sagen Sie mir bald, wie Ihnen die Skizze dieses Plans gefalle? ob Sie nicht Theil nehmen wollten? Ob in Münster, Osnabrück oder in Minden unser Stapel seyn könnte? – und denken Sie um alle Welt nie wieder dran, Westphalen zu verlassen. Ueberlassen Sie mir den Anfang nicht allein, sondern schicken Sie mir bald was für unser Intelligenzblatt, das Rücksicht auf diese Vorbereitung habe.

Was ist Ihr Berrenon¹⁶ denn für ein Mann? Schade wärs, wenn wir ihn nicht brauchen könnten. Körber in Minden¹⁷ ist ein Buchhändler, dem nichts, als Geld fehlt, sonst wär er unvergleichlich, und Hellwig [sic], in Lemgo ist ein grober Mann, der Autoren als Sklaven ansieht, und da ich auch meine reiche Portion Stolz habe; so sind wir ganz zerfallen.¹⁸ Cramer in Bremen¹⁹ müßte in Westphalen wohnen, so hätten wir in diesem Belang keinen Wunsch mehr übrig.

Hab ich Ihnen nun genug vorgeplaudert? Urtheilen Sie nach diesem langen Briefe, wie werth Sie mir sind. Ewig bin ich

der Ihrige Schwager Joellenbeck d 21ten Febr. 1775.
Gelegentlich empfehlen Sie mich dem Bruder Domherrn v.
Staël.²⁰

Ich habe mit der Iris, und den Nothankerschen Predigten
den Anfang zu recensiren gemacht.²¹ Die erste Schrift
wünscht' ich mehr loben zu können. Basedow's Philan-
thropinum, und der Teutsche Mercur sollen folgen.²² Der
letzte fällt, und wird bald ganz liegen, wenn Wieland nicht
besser aufischt. Eben bekomm' ich Nachricht, daß der
Vicarius Kerckmann in Osnabrück todt sey. Durch ihn
ist eine der besten *Vicarien* in Schildesche *vacant*, die
unser König vergibt. Haben Sie einen guten Freund dazu,
den lassen Sie sich geschwinde in Cabinette melden. Ich
glaube, daß sie 300 Thl. rendirt.

6. Offener Brief an den Verfasser der Predigten des
Hrn. Mag. Sebaldu Nothanker, aus seinen
Papieren gezogen, 19.8.1775

Edler, patriotischer Mann!

Mit dem warmsten, dankbarsten Beyfalle hab' ich Ihre
Predigten gelesen, wieder gelesen, meiner Gemeinde in den
Kinderlehren Sonntags Nachmittags vorgelesen, und sie
empfohlen. Sie sind getadelt und so getadelt worden, daß
mirs durch die Seele gieng, denn so redliche Absichten,
solche gemeinnützigen Verdienste sollten besser erkannt
werden. Sie werden, großmüthiger Mann! freylich Ihre
Arbeit nicht für ganz vollkommen halten, wir sind alle
Menschen:

*Verba ubi plura nitent in carmine non ego paucis
Offendar maculis: quas non incuria fundit,
Aut humana parum cavit natura. —*²³

Und sollten Sie, bey Ihren edlen Bewegungsgründen, mirs
wohl übel nehmen, wenn ich mich erbiete, Ihre Predigten

umzuarbeiten? Ich bin ein Landprediger, ich habe mir schon vor der Zeit Ihrer Nothankerschen Predigten Mühe gegeben, den rechten Ton für den Landmann zu treffen; ich bin in meiner Bemühung nicht unglücklich gewesen, und ich habe den Zugang zu dem Herzen des gemeinen Mannes, nach vielen fehlgeschlagenen Versuchen, endlich ziemlich richtig entdeckt.

Ihren Predigten wünscht' ich Texte, biblische Texte hinzugefügt zu sehen, ich wünschte Erlaubniß von Ihnen zu haben, einige trivialscheinende Ausdrücke ausmärzen zu dürfen, die mir immer beym Vorlesen sauer wurden auszusprechen, weil ich sie wider das homiletische Decorum zu seyn glaubte, und weil ichs meinen Zuhörern an den Augen ansahe, daß sie ein kleines Lächeln verbissen – und die beyden Fragmente könnten, mit Ihrer gütigen Erlaubniß, ganz wegbleiben. Der Zeitpunkt ist schwer zu bestimmen, wann man predigen soll: stirbt für das Vaterland, da man oft selbst nicht weiß: ob man ein Vaterland habe und für dasselbe sterbe; und das Fragment von der Ewigkeit der Höllenstrafen würde beym Landmann mehr Schaden als Vorthail stiften, gesetzt, daß ich auch in der Sache selbst Ihrer Meynung seyn könnte. Und Ihre schöne Vorrede! Auch die bliebe weg, weil sie dem gemeinen Mann nicht nützlich ist, und man ihm das Buch selbst so wohlfeil in die Hände schaffen muß, als man kann. Statt deren könnten auch zwey bis drey Predigten von meiner Hand mit beygedruckt werden, und Sie, Freund der Wahrheit! Sie sollten mir es dann sagen: ob ich auf dieser Laufbahn fortfahren könnte, oder still stehen müßte? Und endlich in Absicht des Verlags? Bücher zum Schaden des rechtmäßigen Verlegers nachzudrucken halt' ich für eben so diebisch niederträchtig, als wenn ich dem Armen das Brodt stehle, weil ich sahe, daß ers öffentlich vom Becker holte. Ob der Fall aber auch hier sey, da die Weygandsche Buchhandlung gewiß durch einen starken Debit schon entschädigt ist, da das Buch einigermaßen

verändert wird, und durch hinzukommende Predigten eine andere Gestalt gewinnt; überlaß' ich Ihnen zur Entscheidung, und werde, wenn Sie es schlechterdings fordern sollten, der Weygandschen Handlung (wenn sie will) auch mein Manuscript überlassen, ob ichs gleich, wenn ich dürfte, schon einer andern Handlung versprochen habe. Wollen Sie ferner unbekannt bleiben; so steht es bey Ihnen, mir ohne Namen durch denselben Weg zu antworten, durch welchen ich mir die Freyheit nehme, anzufragen, und gefällt es Ihnen auch, mir gerades Weges zu antworten, so bleibt es Ihnen doch allemal frey, mir die Bekanntmachung Ihres Namens zu verbiethen, oder zu erlauben. Ich bezeuge Ihnen meine ganze Achtung, und bin etc. etc.

7. Aus der Vorrede zu Leben und Schicksale des Martin Dickius, 2. Auflage 1777

Ich sehe mich in die Nothwendigkeit gesetzt, es zu gestehen, daß ich ein Geistlicher bin, und was wär's denn nun wohl eine große Sünde, *ridendo dicere verum*?²⁴ Ich sehe die gestriegelten Thorheiten besser, als ein Weltlicher, weil mein Stand mich mit ihnen bekannter macht: ich habe einen natürlichen Ansatz, die eig'ne Neigung zum Lachen – soll ich noch einen andern Beruf vorweisen? Ich bin überzeugt, daß die Satyre oft Schäden heile, die wider alle andre[n] Hülfsmittel, besonders wenn sie mit einer ernsthaften Amtsmiene gegeben werden, hartnäckig sind und bleiben, und da ich mir, vielleicht mit mehr Hof[f]nung, als ich sollte, mehr Nutzen von meiner satyrischen Einkleidung versprach, als von jeder andern; so hab ich mir's nicht einmal einfallen lassen, Jemand zu fragen: ob ich auch wohl auf dem rechten Wege wäre? Swift thats gewis[s] auch nicht, und war Dechant – doch der lebte auch nicht in

Deutschland. Aber Hermes lebte doch in Deutschland.²⁵ Nu ja! aber nicht in Westphalen, und ich, der ich in Westphalen wohne, habe, bey einer guten Sache, das Herz, meinen Tadeln unter die Augen zu treten, und ihnen freymüthig herauszusagen: daß ich mit denjenigen Waffen fechte, und fechten werde, die ich am besten führen kann – mit der Satyre; und diesen Muth (nennt ihn meinerwegen Frechheit) giebt mir das Bewußtseyn meiner warmen, patriotischen Absichten, Nutzen zu stiften. Ob meine Satyre als Satyre was tauge, gehört nicht vor diesen Richtstuhl, und es wird noch Zeit seyn, mich darüber näher zu erklären, wenn's gefordert wird.

Ich weiß nicht, warum verschiedene Herren so zuversichtlich wissen wollen, daß Dickius ein Anti-Nothanker sey, und seyn solle? Beiderseitige Väter gaben diesem ungleichen Paar, glaub' ich zu einer Zeit ihr Daseyn, ohne sich zu kennen, noch weniger einer des andern Absicht zu wissen; und wenn ich nicht irre, so ist mein Bube der älteste. Die Grundlage ward im September 1772 geschrieben, und war ein kurzer Lebenslauf meines Helden, der im Februar 1773 im Mindenschen Intelligenzblatt unter dem Titel: Erbauliche Lebensbeschreibung des weyland wohlbestallten Schulmeisters Martin Dickius zu Rumpelsdahl abgedruckt ward. Im Monath May desselben Jahres hatt' ich schon Gelegenheit, eine Schutzschrift für meinen Dickius in eben dies Intelligenzblatt zu bringen, und mein Entschluß zur weiteren Ausbildung meines Helden ward durch das Geschrey reif, das einige Dickiuse in meinem Vaterland machten, und das Manuscript ward im Winter 1773 $\frac{3}{4}$ fertig, ohne daß ich den Seb. Nothanker noch anders, als aus der Wilhelmine,²⁶ gekannt hätte. Dies ist eine treue Erzählung der Geburth meines Märten, die ich mit gedruckten Intelligenzzetteln beweisen könnte. Mein Dickius wäre in der Ostermesse 1774 ganz complet erschienen, wenn nicht ein andrer Verleger, mit dem ich damals *contrahirt*, und der das

Manuscript lange genug bey sich hatte, es zuletzt verhindert hätte, indem er zuversichtlich glaubte, daß mein Dickius nicht einmal seiner abgenutzten Lettern und seines demüthigen Makulatur werth wäre. Wie hab' ich bey allen diesen Umständen mit dem Nothanker in Collision kommen, oder die Absicht haben können, ihn zu Schanden zu machen?

8. Krigelius alias Friedrich August Weihe

In L[öhne] war ein Prediger, dessen Ruhm groß war, und von dem der Ruf in viele benachbarte Gemeinden, wenigstens drey Meilen in der Periphärie, erscholl. Dieser würdige Mann hatte zwey Vorzüge vor vielen seiner Amtsbrüder voraus. Einmal war seine Stimme stark, wie die Stimme des Kriegsgottes vor Troja, oder des Esels Sileni; und den meisten seiner Zuhörer gefiel es besonders wohl, wenn sie ganz betäubt aus der Kirche kamen; zum andern hatt' er die Gestologie dergestalt in seiner Gewalt, daß er in seinem Leben einigemal die Canzel mit seinen gesunden Fäusten in Stücke gestikulirt hatte. Durch diesen nervösen und populären Vortrag konnte dieser theure Mann dem Zuhörer die trivialsten Sachen dergestalt ans Herz legen, daß er weinen mußte, wenn er auch von Holz gewesen wäre. Er war schlechterdings der Meynung, daß der Zuhörer erschüttert und sein Verstand nicht überzeugt werden müßte, denn, sagte er, die Wahrheit kann wirken, ehe sie verstanden wird. – »Der große Haufe muß nicht alles verstehen, er muß mehr empfinden, als denken. Es ist gut, daß wir ihm bisweilen ein Wort zu hören geben, dabey er mehr horcht, als denkt: denn dies, und eine theatralisch-männlich-stark-gestologische Beredsamkeit vertritt die Stelle der Beweise, und der gemeine Mann hält es für Gelehrsamkeit. etc. etc.« Ob er diese Weisheit aus eignem

Vorrathe besaß, oder, ob er etwa ein geschriebenes *Collegium homileticum* hatte, das Herr Joh. Friedrich Teller²⁷ etwa wieder muß gefunden, und bey der Verfertigung seiner Kunst zu predigen mag genutzt haben, hab' ich nicht erfahren können. Argwohn macht mirs indessen, daß diese beiden Herren wohl Ein Pferd mögen geritten haben, weil sie in ihrer Art zu denken sich so gleich sind, als Woltersdorf und Weihe.²⁸ Unser berühmter L'sche Prediger bewies die Wahrheit seines Systems durch den Beyfall des größten Theils der Zuhörer, und kann ein Beweis bündiger seyn? So beweisen Hähn und Schulze, Männer – die bekannt sind. Ob seine beiden Herrn Collegen sauer zu seinem Ruhm gesehen, und ihn verleumdet haben, weiß ich nicht gewiß, und ich bin zu gewissenhaft, hier eine Meynung zu wagen, welche die historische Feuerprobe nicht aushalten möchte. So viel aber ist bekannt, daß sie ihren starkschreyenden Herrn Collegen in Litteris unendlich weit sollen übertroffen haben. Ein neuer Beweis, daß die Gelehrsamkeit bey einem geistreichen Prediger eins der allerentbehrlichsten Dinge sey. Der Ruhm dieses Mannes, sagt die Chronik von L., machte, daß alle einigermaßen wohlhabende Aeltern es für Sünde hielten, wenn sie ihre Söhne, die zu einer starken Stimme und recht knöchernen Fäusten Hoffnung gaben, von der Theologie zurückhalten sollten, und meinen neugierigen Lesern kann ich die Ehre haben, anzuzeigen, daß ein gewisser Gelehrter von meinen Freunden, der der Welt gern bekannt werden möchte, die wichtige Arbeit wirklich übernommen hat, zu untersuchen, ob man nicht den Anfang der nun fast allgemein beliebten Methode, mit starker Lunge und breiten Fäusten zu überzeugen, in diese Epoche setzten könnte? Und ob sie nicht von ihrem Urheber (Krigelius hieß der Mann) die Krigelianische heißen könnte? (*methodus Krigeliana*) Weil der ehrwürdige Herr Krigelius durch sein Poltern aller Herzen rührte, die sich mit ihm der Einfalt des Christenthums beflissen; so schloß Ilsabein ganz

vernünftig, daß der Kopf und das Herz ihres Märten in einer solchen Predigt auch in Bewegung könnten gesetzt werden, wenn sie ihn fleißig mit zur Kirche nähme. *Dictum, factum.*²⁹ Märten fand an den Gebährden des Herr[n] Krigelius wirklich Geschmack, und fieng an, nachzudenken, ob er nicht auch dereinst nach Gottes Willen eine solche Poltermaschine werden sollte?

9. Rezension zu Karl Justus Friedrich Weihe, Leben und Charakter des ehemaligen Predigers von Gohfeld, Friedrich August Weihe, 1780.

Weihe hatte ohne Streit grosse Eigenschaften, womit er auch wucherte, er hatte aber auch wo[h]l Fehler, die hier übergangen werden, (und ich kann das dem Biographen[,] der so nahe an ihn gekettet war, auch nicht verdenken.) Von aller Schwärmerey kann man ihn wo[h]l nicht lossprechen, und seine Briefe fallen oft augenscheinlich in den Zinzendorfischen Ton. Der Hr. V. erzählt von ihm, daß er auch Freitags Gottesdienst eingeführet habe, mit einem Tone, der dies als Nachahmenswürdig empfehlen zu sollen scheint. Gelegenheit zur Erbauung ist genug da, je häufiger und gemeiner sie ist, um desto weniger schätzt und braucht man sie. Ward nicht vielleicht auch Gohfeld über alles Beten und Seufzen nachlässig im Arbeiten und arm? Es gehört viel kaltblütige Einsicht dazu, das *Ora* und *Labora* richtig gegen einander abzuwägen.

10. Die »Erweckungspredigt« des Dickius

Nach der glorreichen Wiederkunft aus dem Consistorio hielt er sich indessen drey Wochen lang eingezogen, und

die Welt war eben so voll von Erwartung, was die Frucht dieses eingezogenen Fleißes seyn würde, als sie es zu seyn pflegt, wenn Könige mit ihren Ministern im Cabinette arbeiten, oder die Cardinäle im Conclave Cabalen schmieden. Dickius und seine geheimen Rätke beobachteten das tiefste Stillschweigen, und sahen so geheimnißvoll aus, als wenn sie an der Wiedervereinigung der protestantischen Kirchen arbeiteten. Da aber die Sache dem frommen Parla- mente bekannt war, das aus Männern, Weibern, Söhnen, Töchtern, Knechten und Mägden bestand; so war immer für die Neugierigen aus der profanen Classe noch einige Hoffnung übrig, das Räthsel zu lösen. Es wurde schon außer den Versammlungen im Vertrauen an Grethe erzählt, daß Herr Dickius künftigen Sonntag predigen würde; Grethe vertraute es der Cathrinen, doch mit der Beschwö- rung, es nicht nachzusagen; Cathrine erzählte es unter eben dieser Bedingung der Anna Ilsabein; Anna Ilsabein entdeckt' es mit gleicher Verwarnung der Lisbeth, und Lisbeth ihrem Geliebten, dem Casper. Casper sagt' es dem Hinrich, ohne Beschwörung; Hinrich dem Hermann, Hermann dem Fritzen, und Fritze allen Leuten, die ihm begegneten. Itzt drang das Gerücht zum Thor heraus, und überschwemmte die Gemeinde zu R. Aus dieser Gemeinde verbreitete es sich in die umliegende Gegend, wohin der Name Dickius erschollen war, der unter den Bauren noch immer rühmlich bekannt war. Nun war der Sonntag angekommen, und die Menge drang sich hinzu, ihn zu hören. Noch nie hatte L. eine solche Menge zu seinen Thoren eindringen sehen, als itzt, es mochte Kirchmeß seyn, oder es mochte ein Marktschreyer oder Seiltänzer sie eingeladen haben, oder ein armer Sünder hingerichtet seyn worden. Die Stühle in der sehr geräumigen Stadtkirche waren doppelt besetzt; alle Gänge und das Chor gepfropft voll; jeder Fensterraum war besetzt, und selbst die Kanzel- treppe blieb nicht verschont. (O hätte doch Ilsabein diesen Triumph der Unschuld und des Verdienstes mit ansehen

können! Der gleichgültige Peter nahm sich nicht einmal die Mühe, in die Kirche zu gehen.) Nun stieg Herr Dickius in schwarzer und speckfetter Majestät auf, und hielt eine Predigt, dergleichen noch nie gehört worden ist. Er schrie, er heulte, er polterte, er winselte, und machte so allerliebste Gebärden, *methodo krigeliana*, daß die Kirche mit einer Fluth von Thränen gewässert ward, die, nach des Küsters Aussage, zwey Zoll und eine Linie hoch soll gestanden haben. Vier schwangere Weiber, eine mit Leibesfrucht gesegnete Jungfer, die sich bekehrt hatte, und einige andere schwächliche Personen fielen im Gedränge in Ohnmacht. Herr Dickius bemerkte es, und glaubte, der Geist habe diese Personen so stark ergriffen, welches in den Versammlungen, wo vernunftlose Begeisterung Mode ist, nichts ungewöhnliches war. O! schrie er; fahrt fort, dem Geiste Platz zu geben, und ihr andern, die ihr noch Böcke seyd, werdet doch auch, wie diese Marien Magdalenen. Zum Unglück hieß das geschwächte Mädchen so. Die Jungfern bedeckten hier ihr beschämtes Antlitzchen, die jungen Baurkerls sahen sich an, und die bekehrten Stadtleute erhoben ein lautes Gelächter. Dickius ließ dies nicht ungerochen. Lache du, sprach er, lache, Teufel und Welt! Gott wird euer Lachen schon in Weinen verwandeln. Der Teufel, der es wohl sahe, daß hier kein Spaß helfe, flog durch eine zerbrochene Fensterscheibe, von Schimpfwörtern des Dickius verfolgt, und gleich nach seiner Abreise entdeckte man einen unangenehmen Geruch, der es gnug zeigte, wer entflohen war. Nun stieg die bürgerliche Fama auf die Dächer, stieß dreymal in ihre Posaune, und verkündigte dem ganzen Lande die Größe meines Helden. Auf seine Gesundheit war in einer Stunde aller Brandtwein und alles Bier in den Wirtshäusern verzehrt, und die Kaufleute sahen sich genöthigt, ihre Vorrathshäuser am Sonntage zu öff[n]en, damit der vor Erstaunen lechzende Landmann gelabt werden konnte. Die Schustergilde versammelte sich in ihrer Herberge, den Tag mit Trinken und Tanzen zu

feiern, der dem Vetter ihres Altmeisters so große Ehre gebracht hatte. Der aus den Waarenlagern geholte Brandtwein, den die Wirthe in der Geschwindigkeit nicht mit Wasser hatten vermischen können, bemächtigte sich der Köpfe der Bauren, und machte sie noch patriotischer für den Herrn Candidaten gesinnt. Einige von ihnen wollten behaupten, sie hätten wohl ehe eine eben so schöne Predigt gehört: allein andre widersprachen mit großer Hitze. Von den Worten kams zu Ohrfeigen, von den Ohrfeigen zur Schlägerey mit Bierkrügen, von dieser zur Prügeley mit den Stöcken, und man kann sagen, daß zur Ehre des Dickius mehr blutige Köpfe zum Thor heraus getragen wurden, als sonst, wenn der Pastor predigte, in die Kirche kamen. Meister Lünig bestellte ein Dutzend Lehrjungen vom Schusteramte, die vor den Fenstern der Reichen des Abends horchen mußten, was sie etwa zur Ehre des Candidaten aufreiben möchten; allein diese Kundschafter brachten nicht so gute Nachricht, als die Schuhknechte, die er zu eben diesem Behufe in die Wirthshäuser vertheilt hatte. Die Reichen hatten über ihn gelacht, ihn des unsinnigsten Gewäschs beschuldigt, das je eine Kanzel entweiht hätte, und die Zeit bedauret, die sie zur Anhörung desselben verwandt hätten. Die Erweckten urtheilten freylich besser: aber deren Fenster waren nicht mit Kundschaftern besetzt, da man ihres Beyfalls ohnedas versichert war. Alle besoffene[n] Schuhknechte entschlossen sich, den Schimpf zu rächen, und schmissen an allen Häusern die Fenster ein, wo der Name Dickius nicht mit Hochachtung und Lobeserhebung war genannt worden. Die Wache ergriff endlich diese Aufrührer, aus denen die größten den Soldatenrock anziehen mußten; die übrigen blieben aber im Gefängnisse, bis der Stadtrichter ihnen alles abgesucht hatte, was er für sich dienliches finden konnte. Wären die Bauren noch in der Stadt gewesen, und hätten die Ehre haben können, für den Herrn Dickius mit zu fechten; so möchte der Aufruhr vielleicht sobald nicht

gedämpft seyn worden. Dickius genoß inzwischen zu Hause das süße Bewußtseyn des Beyfalls, und daß er den Beyfall verdient habe.

Leben und Schicksale
des
Martin Dickius.

Respice, quod non es. Tollat sua munera cerdo,
Tecum habita et noris, quam sit tibi curta supellex.
P E R S. Sat. IV, 51.



Erster Theil.

~~~~~  
Bremen,  
bey Johann Heinrich Cramern, 1775.

*Titelblatt und -kupfer der Erstausgabe des Dickius.*

11. Anton Matthias Sprickmann an Heinrich Christian Boie in Göttingen, Münster, 8.8.1775

Was halten Sie vom Martin Dickius? Soll ich den Professor für Sie anwerben? Möser, durch den ich ihn jüngst kennenlernte, sprach sehr vortheilhaft von ihm.

12. Christusfamilien in Joellenbeck: An das Konsistorium, 5.10.1776

Allerdurchlauchtigster! Allergrosmächtigster König! Allergnädigster König und Herr!

In meiner Gemeinde befindet sich eine große Anzahl Separatisten, die sich nicht allein von Kirche und Abendmahl absondern, sondern auch sehr unehrbietig vom äußern Gottesdienste der Christen reden. Ich gab mir Anfangs viele Mühe, theils die Gesinnungen dieser Leute kennen zu lernen, theils ihre Meinungen zu berichtigen, aber in beyden bin ich nicht glücklich gewesen. Denn ihr Kopf ist das verwirrteste Chaos, und ihr Herz so verblendet, daß Niemand ihre wahren Grundsätze entziffern kann, und von Niemand wollen sie *Raison* annehmen. Weil sie aber einige Meinung von sich blicken ließen, Märtyrer zu werden, obgleich so gelinde als möglich, so hielt ichs für richtig, ihnen keine Gelegenheit zu diesem Ruhme zu geben, und bemerkte sie nicht weiter. Ich bin noch immer im Ganzen der Meinung, daß man sie dulden müsse, bey besondern Fällen, wovon ich unten reden werde, ist aber Nachsicht sündlich.

Der Chef dieses Trupps ist ein alter Schneider, Basse genannt, hier im Dorfe.<sup>30</sup> Er spielt den Bischof, schleicht als Bekehrer und Lehrer in die Häuser, lebt auf der Brüder Unkosten, und soll sogar die Todten in *Contribution* setzen, bis er sie ganz im Himmel hat, wovon beym hoch-

löbl[ichen] Amte Schildesche sich *Acta* vorfinden müssen.

Zwei Schuster, Conrad Weller und Heinrich Petscher treiben indessen die Sache aufs äußerste, und sind auf dem *point, incurables*<sup>31</sup> zu werden. Aus der Apocalypse haben sie soviel Thorheiten gesogen, daß ihre Augen schon vor Tollheit starren, und weil sie ungestört phantasiren, so werden sie abscheuliche Gotteslästerer. Schon vor einigen Jahren sahen sie der Zerbrechung des 2ten Siegels entgegen, ließen ihren Pfriem ruhen, trugen steife Zöpfe und einen langen Barth, und schmausten weidlich in der Erwartung, daß wir übrigen die Flucht nehmen würden, und sie wollten unsere Erben seyn. Ich ließ sie ruhig schmausen, und zuletzt zwang sie die Noth, zu ihrer Arbeit zurück zu kehren. Jedoch nur aus Noth arbeiten sie, und sollte ihr bischen Gehirn vollends austrocknen oder sonst eine Krankheit sie befallen; so würden sie dem Armen *corpori*<sup>32</sup> zur Last fallen, und dies Unglück verdient verhindert zu werden.

Conrad Weller giebt sich öffentlich für Christum aus. Maria, des Petschers Ehefrau<sup>33</sup> (die, glaub ich, ihm nicht angetraut ist, doch haben sie Kinder) ist Christi Braut, und diese Gemeinschaft geht weiter, als selbst die Gemeinschaft zwischen Personen, von denen sie den Namen borgen, gehen darf. Die Braut hält sich öffentlich, und nächtlich bey ihrem Bräutigam auf, und zur Entschädigung der Wellerschen Ehefrau<sup>34</sup> und des Petschers scheinen sie die Gemeinschaft der Weiber eingeführt zu haben, wenn es kein Tausch ist, wie die Rede geht. Schon vor diesen Auftritten hat die Maria *in p[unc]to sexti*<sup>35</sup> einen schlechten Namen gehabt, und mit anderen Separatisten soll sie denselben Roman gespielt haben. *Incurables* sind diese Leute, wenn man sie mit geistlichen Mitteln heilen will, aber aufgeben darf man sie nicht, indem schlimme Folgen für die Sitten aus diesen Possen entstehen können, da sich Leute zu dieser Gemeinschaft schlagen können, die

sich, um des Genusses willen, für Proselyten ausgeben. Sollten sie noch nicht ganz tollhausfähig seyn, so wäre, meines unmas[s]geblichen Dafürhaltens, das sicherste Mittel, diese Familien zu separiren, dem Basse und allen Separatisten allen Ernstes einzuschärfen, sich aller Conventiculisterey zu enthalten. Hierzu würde nicht wenig beytragen, wenn auf den Drechsler Lott in Bielefeld *vigilirt*<sup>36</sup> würde, der oft auf das Land kommt, die Brüder in ihrer Schwärmerey zu stärken, und in ihn setzen sie ein großes Vertrauen.

Ich muß es Ew. Königl. Majestät allerhöchstem Ermessen allerunterthänigst anheimstellen, auf welcherley Weise dieser Schwärmerey Einhalt gethan werden könne, die notorisch auf Sitten und Industrie, wenn sie zu einem so hohen Grade steigt, als sie es in den Köpfen unserer Schusterfamilien gethan hat, schlechte Wirkung thut. Nicht allein die Wahrheit alles dessen, was ich von den meist verrückten beyden Schustern gesagt habe, sondern noch weit größere Thorheiten von schädlichen Folgen, würden erwiesen werden, wenn es Ew. Königl. Majestät gefallen sollte, die Sache durch *Commissarios* untersuchen zu lassen, wozu unmaßgeblich das Amt Schildesche, der Herr Sup[erintendent] Hoffbauer und ebenfalls ein paar Prediger, z.E. der Herr Pastor Heidsieck in Schildesche und der Herr Pastor Redecker in Brakwede,<sup>37</sup> nebst einem gutsehenden *Medico* in Vorschlag könnte gebracht werden. Dieser Ernst wäre um desto weniger übertrieben, da ohne Mittel und Vorkehrung die Schustere mit Ersterem dem Tollhause anheimfallen würden, und die hiesige Gemeinde sich sehr schwierig bezeigen würde, für Phantasten Unterhaltungskosten herzugeben, die die Gemeinde durch ihr schwärmerisches Schimpfen und gänzlicher [sic] Absonderung schon längst beleidigt und aufgebracht haben. Überhaupt tragen die Separatisten zum Armenstocke nichts bey, und bedürfen doch oft seiner Hülfe. Ich ersterbe in tiefster Devotion Ew. Königlichen Majestät allerunterthänigster Knecht Schwager.

13. Über den Don Quixote: Friedrich Justin  
Bertuch an J. M. Schwager

In der That, theuerster Freund, ließ mir mein beschwerliches Amt dies Jahr über fast keine Stunde für mich und meine Lieblingsgeschäfte, in denen ich sonst lebte und webte. Mein armer Junker von Mancha lag mit halbem Leibe da, und mir graute, wenn ich ihn nur ansahe. Ich fühlte die Ungedult meiner Subscribenten, alles, was ich ihnen schuldig war, und konnte doch nicht helfen. Endlich ist mir aber der Himmel doch hold gewesen, ich habe mir Luft geschafft, und kan[n] Ihnen mit Vergnügen melden, daß ich jetzt scharf an der Fortsetzung drucken lasse, und Ihnen auf kommende Ostern, wo nicht den ganzen Rest, doch gewis[s] wieder ein Paar Bände, und kurz darauf die Vollendung liefern werde. Sagen Sie dies Ihren Interessenten, und bitten Sie für mich nur noch um diese kleine Gedult.

14. Zu Friedrich Eberhard von Rochows  
Kinderfreund: An das Konsistorium, Joellenbeck d  
26 April 1777

Ich wag' es zu dem Ende Ew. Königl. Majestät einen Vorschlag zu thun, der mir sehr am Herzen liegt, und von dem, meiner Meinung nach, sehr viel zur Verbeßerung des Schulwesens abhängen wird. Der bisherige Schlendrian im ländlichen Schulunterrichte widerspricht allen Erwartungen und Forderungen der Menschenfreunde, die sich des Schulwesens mit Einsicht und Wärme angenommen haben.<sup>38</sup> Die Kinder schreiten von der Fibel zum *Katechismo*, von diesem zum Gesangbuche und der Bibel, und diese Bücher werden, ganz wider ihre Absicht, zu Lehrbüchern gemacht, bey welchen der Jugend nebst dem Buchstaben ein Ekel

eingeläutet wird, der sie nie ganz wieder verläßt. Die Jahre des Ueberlegens fehlen noch; der Lehrer versteht wenig – es soll gelesen werden, und das Kind sehnt sich nach der Stunde, wo es seine Bibel ruhig in einen Winkel legen darf. Die Sachen bleiben außer seiner Sphäre, denn wie selten sind nicht die Schulmeisters, die sie anschauend machen könnten, folglich wird das Lesen selbst durch diese unverantwortliche Methode erschwehrt. Catechismus, Gesangbuch und Bibel sind für die junge Seele zu voll abstrakter Materien, die Sacherkenntnis wird also verhindert, und erschwehrt, und das Lesen geht langsam von Statten. Kenntniß für einen Bürger des Staats wird durch diese Methode gar nicht gesucht, und ohne diese wird der gemeine Mann nie zum Denken gewöhnt werden, und Denken sollte doch jeder Mensch lernen, der zum Christen und nützlichen Mitgliede des Staats erzogen werden soll. Der vortrefliche Herr von Rochow zu Rekahn hat unter seinen großen und vielfältigen Verdiensten um das Schulwesen auch dies, ein Büchelchen geschrieben zu haben, das, nach seinen eigenen Worten, die Lücke zwischen der Fibel und Bibel ausfüllen soll, nemlich den Kinderfreund, ein Lesebuch zum Gebrauch in Landschulen. [...] Dem Inhalt nach besteht das Buch aus Erzählungen, die der Landjugend und ihrer Fähigkeit angemessen sind, sie kann dadurch zum Denken und Verstehen angewöhnt und gebessert werden; sie bekommt richtige Begriffe von ihren künftigen bürgerlichen und religiösen Verhältnissen und dies soll doch wohl der erste Zweck des Schulunterrichts seyn. Die Bibel wird dadurch nicht verdrängt, sondern der Jugend angenehm gemacht, da der vortrefliche Herr Verfasser sich hin und wieder auf Schriftstellen bezieht, die die Kinder mit Vergnügen und Begierde aufsuchen werden, und durch diese Methode muß ihnen die Bibel ein wünschenswertes Buch werden, das ihnen bisher wie eine unbekannte Sache, als ein Buch, zu ihrer Qual erfunden, gleichgültig, ja selbst verhaßt ward.

## 15. Nachricht und Bitte an die Gelehrten im Blick auf Balthasar Bekker

Ich bin im Begriffe, Beckers bezauberte Welt aufs neue herauszugeben, und habe dazu bereits alle Anstalten getroffen, die mir vorläufig nöthig zu seyn scheinen. Ich habe um den Rath solcher Männer gebeten, die dem Publico wichtig sind und durch ihren Beystand den Plan berichtigt. Nach diesem wird Becker alles das verlieren, was für unsre Zeit und eine grössere Aufklärung der Sache überflüssig und unpassend geworden ist, und an dessen statt wird' ich alles Wichtige sammeln, was bisher in der Dämonologie, Diabologie, Hexengeschichte etc. etc. entdeckt und berichtigt worden ist. Fakta, erwiesene Fakta, statt tiefer Philosophie und aneinandergekettete Schlüsse werd' ich vorzutragen suchen, und wenn ich das Publikum kenne, so ist mein Weg der sicherste. Ueber Fakta nachher ein populäres Raisonement wird alle Dienste thun, die man hier von der Philosophie erwarten kan[n]. Aber um Fakta bitt' ich eben alle diejenigen, die mir welche mittheilen können und wollen. Neuere Entdeckungen Betrügerischer Besitzungen und Zaubereyen, die Geschichte davon, die Art, wie man den Betrug herausbrachte; die Methode der Cur etc. wünscht' ich zu wissen; und sind dergleichen Fakta erwiesen und interessant, so werd' ich sie mit Danckbarkeit nutzen. Hin und wieder liegen noch Hexenproceß-Acten in den Archiven vergraben, Akten, die ich mir sehr wünschte, und der Patriot, der sie mir zum Gebrauch mittheilen wil[l], verbindet mich und das Publikum zugleich.

16. Vorrede zu: Ueber die Beschaffenheit und  
Absicht der Versuchung Christi in der Wüsten;  
eine Untersuchung von Hugo Färmer (1777)

Färmer hat bey uns sein Glück sehr geschwinde gemacht, und ich freue mich, ihm dazu behülflich gewesen zu seyn. Kaum hatte sein *Essay on the Demoniacs in the new Testament* die Presse verlassen, als mich ihr guter Ruf darauf lüstern machte, und ich mir das Werk kommen ließ. Es entsprach völlig meiner Erwartung, und da ich selbst die Zeit nicht hatte, es den Deutschen so geschwinde in die Hände zu geben, als ich's in aller Händen zu sehen wünschte, so bat ich einen meiner Freunde, den Herrn von Cölln, eine[n] jungen aber sehr würdigen Kandidaten, reformirter Konfession, in der Grafschaft Lippe-Detmold um diese Arbeit. Der Herr D. Semler war so gnädig, diese Uebersetzung, auf mein Ersuchen, mit einer Vorrede zu begleiten, und sie erschien schon vor einem Jahre, als der Herr Kirchenrath Bamberger gleichfalls die Seinige auf die Messe bringen ließ. Ich ward auf die übrigen Schriften des vortrefflichen Engländers neugierig gemacht, und verschrieb sie. Seine *Dissertation on the Miracles* kam gleich darauf, auch von der Hand des Herrn Kirchenraths Bamberger übersetzt, heraus, und nun blieben noch zwey Färmer'sche Werke unübersetzt, wovon seine *Inquiry into the Nature and Design of Christ's Temptation in the Wilderness* das älteste war, so wie es sein erstes Werk ist. Die dritte Ausgabe, nach der ich übersetzt habe[,] ist von 1761. Von 1772 haben wir noch seine *Examination of the late Rev. M. Le Moine's Treatise on Miracles*, ein kleines, bündiges Werk, das allenfalls mit seiner eignen *Dissertation on the Miracles* hätte übersetzt und zusammen gedruckt werden können.



17. Zu Otto Basilius Hesse, Versuch einer biblischen Dämonologie, oder Untersuchung der Lehre der Heil. Schrift vom Teufel und seiner Macht; mit einer Vorrede und einem Anhang von D. J. Sal. Semler, Halle bey Hemmerde 1776

Dies Werk eines gewissen Predigers [Otto Justus Basilius] H[esse; gest. 1793] im H[ohensteinischen] ist das populärste, was wir uns über diese Materie je gelesen zu haben erinnern. Semler hat diese Materie unter uns wohl am meisten durch gedacht, und kennt ihre Geschichte am besten, aber der Mann ist dem Ungelehrten und Halbgelehrten gar zu gelehrt. Eben so geht's uns mit Färnern, der der Sache freylich gewachsen ist, aber wie kann ihm der meiste Mann nachdenken, und wir hätten für den größten Haufen[,] bey dem gerade der Aberglauben noch am meisten herrscht, doch auch gern etwas, und dies ist uns mit dieser biblischen Dämonologie in die Hände gegeben worden. [...] Der Herr Verfasser fasset sich kürzer, als Färner, und ist faßlicher, zu wünschen wär es indessen, daß er Färner, der mit ihm zugleich schrieb, noch hätte nutzen können. Der Herr D. Semler setzt diese Sache im Anhang noch in ein deutlicher[es] und helleres Licht, und das ganze Buch wird einem Leser, der ohne Vorurtheil an die Lectür[e] geht, und noch nicht gehörig über die Sache nachgedacht hat, auf einmal neue Aufschlüsse geben. Und die Sache verdiente doch wohl Nachdenken? Sind wir nicht lange gnug Sklaven des Aberglaubens gewesen? Haben wir nicht den Teufel auf den Thron Gottes erhoben, und uns vor Gott und seiner Macht weniger gefürchtet, als vor dem Teufel? Christus kam, die Werke des Teufels zu zerstören, und hat man diese Werke nicht, trotz der Zukunft Christi, bezubehalten und zu befördern gesucht? Selbst in der Protestantischen Kirche hat der Teufel so viel Vertheidiger seiner schlimmen Sache gefunden, daß ein gelehrter, redlicher und gottesfürchtiger Semler, der uns die Decke vom

Gesicht nehmen wollte, mehr verabscheut wurde, als der Teufel selbst. Die strengen und blinden Verfechter der Orthodoxie schrien Lärm, und glaubten: mit der Lehre, und dem bisherigen groben Aberglauben an den Teufel müsse die christl[iche] Religion stehen oder fallen, und was hat denn Christus und Belial mit einander zu thun? Man studire nur die Lehre Jesu; so wird man den Irrthum mit Händen fühlen. Recensente hat es wenigstens so gemacht. Ich glaubte vor zehn Jahren den Teufel *in extenso*, und war selbst wider Semlern eingenommen. Indessen fing ich an, die Sache ohne Vorurtheil zu prüfen, mit dem Vorsatz, nicht Semlern, noch Orthodoxen, sondern der Wahrheit zu folgen. Das Licht ward mir immer heller, meine Vorurtheile verschwanden, und ich fand mich bald mit Semlern, und andern redlichen Forschern zusammen.

18. Heinrich Christian Boie an Anton Matthias Sprickmann, 31.10.1777

Das nächste Museum wird, nach meinem Gefühl, im Ganzen das beste werden in diesem Jahr. Es kom[m]t ein sehr guter Aufsatz über Ihre Medizinalordnung hinein, deren *Verfasser* ich selbst Ihnen noch nicht verrathen darf.

19. Aus: Ueber die münsterschen Medizinalgesetze

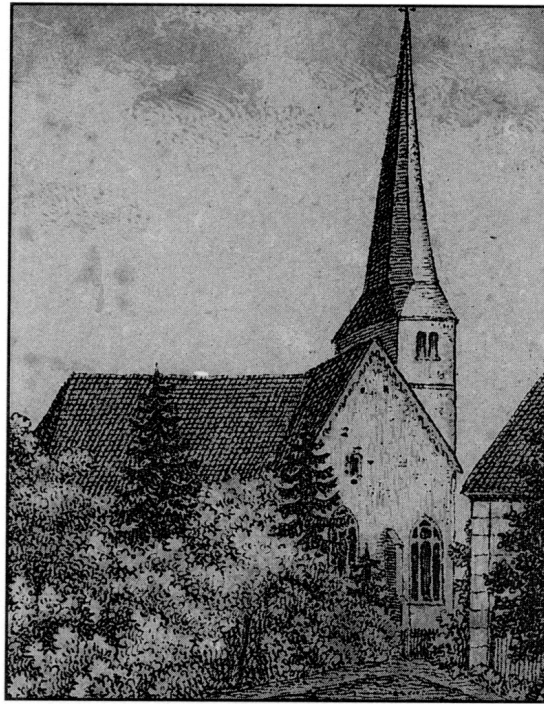
Wer sind Pfuscher und wer nicht? Ich spreche nicht von wissenschaftlichen, von Leuten[,] die ihren Beruf nicht verstehen; aber wen nennen die Gesetze Pfuscher? Den, der sich unbefugt mit der Praxis befas[s]t. Und wer nur ist befugt dazu? Der, der auf der Akademie den Gradus erhalten hat. Ich weis[s], daß in neuern Zeiten hie und da

noch erst eine besondere Lizenz nach einem neuen Examen erfordert wird, zum Beweise, daß die sogenan[n]te legitime Promotion nicht hinreichend erfunden worden. Aber im Ganzen ist doch noch so, daß gelernte Doctoren nur allein zur Praxis befugt sind. Das besagen die Gese[t]ze.

Aber der Mann (wird dir ein ehrlicher Landmann antworten) der Mann, der mir in Leibesnöten einen guten Rat geben kan[n], der ist mir so willkommen, daß ich mir nicht wil[l] verbieten lassen, seiner Hülfe mich zu vertrauen. Ich muß Hülfe, und meine Hülfe auch nahe haben. Was dients mir, daß vier Meilen von mir in der Stadt die geschicktesten Aerzte bei Du[t]zenden wohnen. Mir sind sie nicht geschickt, weil ich sie nicht haben kan[n]. Kaum kan[n] es der Pfarrer, wie kön[n]te ichs? Ich bin aber auch ein Mensch und liebe mein Leben und leide. Der Staat thut nichts für mein Leben: so will ichs thun, und Gese[t]ze sollen mich nicht hindern, dem ersten Triebe, den Gott in meine Brust gelegt hat, ein Gnüge zu leisten. Ich sol[l] auch niemand tödten. Das wollen die Gese[t]ze nicht: aber wo Notwehr ist, und hier ist auch Notwehr. Sterben machen und sterben lassen ist mir an mir selbst Eins. Ich wil[l] mein Leben gerettet haben. Da müssen die Gese[t]ze verstummen.

Wenn das der Mann im Kittel seinem Fürsten sagte, und sagt ers nicht: so liegts nur daran, weil er seine Stimme zu demselben nicht erheben kan[n]; aber wenn ers ihm sagen kön[n]te und dem Fürsten der gemeinste Bonsens [*bonsens*] und nur Eine Ader von Mitleid nicht mangelte; so würde er sein Gese[t]z schweigen heissen, und den Gese[t]zbrüchigen zusamt dem medizinischen Samariter loszä[h]len, der dem Manne Oel und Wein in dessen Wunden goß. Und wenss auch das nicht wäre, wenn der arme Mann nur in seiner Leibesangst eines Zuspruchs bedurft hätte oder einen unschuldigen Rat, an den er sich in seiner Beklemmung hält und durch Glauben daran sich erleichtert fühlt, ich weis[s] nicht, wie der abgehärte[t]ste

Richter den Mann und dessen Tröster verurtheilen kön[n]te. Und ist das nicht, wozu die Gese[t]ze, die nicht gehalten werden können, und die man auch in der Anwendung so leicht übersieht und nicht in Erfüllung bringen wil[l]? Wie es oft beim Gese[t]zgeben geht. Weil man zuviel fo[r]dert, fo[r]dert man nichts.



*Die 1877 abgebrochene Kirche zu Jöllenbeck, oberhalb des Ties. Zeichnung von Paul Heinrich. Abb. aus: Horst Ulrich Fuhrmann: Jöllenbeck. Heimat im Wandel der Zeit. Bielefeld 1991.*

## 20. Aus: Ueber den Selbstmord

Als Goethe das schöne Ungeheuer, den jungen Werther, aufstellte, fieng das Ding bey unsern Schwächlingen mächtig an zu wurmen, und der Selbstmord ward, wo nicht epidemisch, doch wenigstens sporadisch. Unsere jungen Herren debattirten wie die Waschweiber, über die Zulässlichkeit des Selbstmordes, wähten ganze Gänse zu seyn, wenn sie ihn vertheidigten, und prahlten wohl gar, sich auch die Mündung über's rechte Auge setzen zu können. In diesem Falle war unter andern ein Knäbelein von 16 Jahren, dem jeder entgegnete: Du hast den Muth nicht; und das Knäbelein erschoss sich, bloß um zu zeigen: daß es doch den Muth habe. Wird also ein Laster erst geehrt, so werft ihm Berge in den Fluß, es wird schon ein neues Bett bahnen. [...] Ich schrieb im Jahre 1777, als die Wertherwuth grassirte, die Leiden des jungen Franken, eines Genies, eine flüchtige Persiflage für damalige Bedürfnisse. Einige Jahre darauf ward ich mit einem Manne an einem dritten Orte bekannt, der sich ausserordentlich an mich drängte, und mir die größten Verbindlichkeiten zu haben vorgab. Zuletzt gestand er's: Daß er in der Lage des jungen Werthers gewesen und den Selbstmord vest [sic] beschlossen gehabt, und ihn auch ausgeführt hätte, wenn ihm mein junger Franke nicht in die Hände gefallen wäre. Ich hatte meine Broschüre längst vergessen, und ihr, dem Wercke einiger flüchtigen Stunden, nie einen großen Werth beygelegt; aber freuen mußte es mich doch, durch sie einen Menschen gewiß gerettet zu haben, und konnten ihrer nicht mehr seyn?

## 21. Ueber die neuere Rechtschreibung

Es giebt nicht blos in der Religion und Theologie Ketzeren, sondern jede Wissenschaft hat ihre Ketzer, z. E. die Arzeneygelahrtheit. Die Orthographie wird jetzt auch mit diesem heillosen Uebel bedrohet. Recht vest ist unser Styl und unsere Orthographie noch nie gewesen, und wird es, aus bekannten Ursachen, auch vielleicht nie werden. Wir haben in Deutschland keine Hauptstadt, und unsere größte[n] Schriftsteller sind sich, besonders bey Kleinigkeiten, selten einig. Jeder mögte gern der Anführer einer Secte seyn, und es fehlt nicht an Rekruten, die gern durch Kleinigkeiten groß werden mögten, und mit denen ein funkel nagelneuer Freybeuter schon was ausrichten kann. Welche Revolution hat nicht z. B. das Yoriksche Wörtchen empfindsam in unsrer Litteratur und in unsern Küchen verursacht, und geschah das am grünen Holz, was will's am Dürren werden? Der Wandsbecker Bothe führte die Apostrophen-Sprache vor einigen Jahren ein, man achtete aber nicht sehr darauf. D. Göthe ward in seinem jungen Werther ein Nachahmer des launigen Claudius in Wandsbeck, schrieb, seiner Meynung nach, wie man spricht; (wenn man das Maul nicht recht aufthut,) und nun schrieb alles in Apostrophen. Friedrich Nicolai erbarmte sich unsrer so sehr zerstückelten und verhunzten Sprache, geißelte mit seiner beißenden Satyre in den Leiden und Freuden des jungen Werthers die ungesalzne[n] Apostrophenkrämer, und auf einmal nahm das Apostrophiren so ziemlich ein Ende mit Schrecken. Vor einigen Jahren fiel es einigen Schriftstellern ein, die aus fremden Sprachen in die Deutsche aufgenommene[n] Wörter durch eine besondere Rechtschreibung des deutschen Bürgerrechts würdiger zu machen, worunter, meines Wissens, der sonst so sehr verdiente, menschenfreundliche Professor Nöltin<sup>39</sup> in Hamburg, wo nicht der erste, doch einer der ersten mit war. Dieser schrieb, Subordinazion,

Pränumerazion, Rezension, Aktrize, Prinzipal u.s.w. Er und die ihm folgen, waren dem unschuldigen C. gar nicht gut, verbannten es, wo sie konnten, und schenken dem K. und Z.[.] was sie dem armen C. abgenommen hatten. Die Sache hatte eben keine merklichen Folgen, und es ging dem C. als es zu Gottscheds Zeiten dem Ph. ging, das all sein Recht ohne Schwerdtschlag wieder bekam, das ihm das ungnügsame F. genommen hatte; das ist, man schrieb wieder, und schreibt noch Philosoph, Phillis u.s.w.[.] einige Mikrologen ausgenommen, die sich noch bisweilen an Philosophen und Fillis laben. So schrieb man auch vor wie nach Subordination, Pränumeration, Recension, Actrice, Principal etc. wieder, bis Klopstock den Einfall bekam, den eingeschlafenen Handel wieder aufzuwecken, und, seiner Meynung nach, zu schreiben, wie man spricht.<sup>40</sup> Klopstock als Dichter ist über alles Lob erhaben, und daß er Deutsch kann, wird ihm auch kein Mensch absprechen. Selbst als Grammatiker hat er tiefer gesehen, als Heynaz<sup>41</sup> und Adellung,<sup>42</sup> die beyde doch große Verdienste um die deutsche Sprache haben, nur hätte Klopstock mit seiner neuen Orthographie zu Hause bleiben müssen, ein Einfall, der seiner nicht würdig ist. Weil Klopstock den Ton aber einmal angegeben hat; so wollen jetzt jedes Schriftstellerchen, und selbst die Zeitungsschreiber auch Klopstocke seyn, und schreiben Distikzion, Eksekuzion, Attentzion, Subordinatzion etc.[.] und weil Ramler sich Karl schreibt; so wird mit der Zeit kein Mensch mehr Carl heißen wollen. So ganz neu ist der Einfall freylich nicht, (denn Mich. Ringeltaube<sup>43</sup> schrieb schon vor einigen zwanzig Jahren Briefe an die Kristen in der Welt,) aber er scheint neu zu seyn; die Männer, die jetzt so schreiben, sind Männer von ausgezeichneten Verdiensten, und wer ihrer Rechtschreibung folgt, denkt gar zu gern[,] er wäre nun auch schon Klopstock und Ramler. Die Absicht, das Deutsche so deutsch zu machen, als möglich,

ist recht sehr gut, und eben deswegen ist es auch ganz löblich, alle fremden Wörter, die wir nicht mehr entbehren können, mit deutschen Lettern zu drucken, und durch deutsche Flexionen uns eigen zu machen; (ob es gleich sehr nach Pedanterey schmeckt, wenn z. B. Herr Hausen in dem Leben des Herrn C. A. Klotz S. 66. ganze lange lateinische Stellen mit deutschen Lettern drucken läßt.)<sup>44</sup> aber in's Herz dieser Wörter zu greifen, ihnen ihre ursprüngliche[n], wesentliche[n] Buchstaben zu nehmen, durch welche sie sind, was sie sind, ist ein Spolium, das sich nicht rechtfertigen läßt. Besser wär's dann, lieber mit Gottscheden und den mikrologischen Gottschedianern alle aus fremden Sprachen gebürthige[n] Wörter ganz zu verbannen, als sie so zu verunstalten. Andere Nationen, Franzosen, Engländer und Holländer lernen doch auch deutsch. Ich mögt' es wissen[, ] wie sie es machen wollen, wenn ihnen z. E. das Wort *Eksekuzion* aufstieße. Aus der Gestalt können sie es doch wahrhaftig nicht rathen, daß dies das ehrliche Wort Execution seyn soll, und nun nehmen sie ihren Schmidlin, Adelung, oder P. Rondeau, schlagen nach, was Eksekuzion für ein Thier sey, und findern's nicht. Aber, sagen unsre Neologen, man muß doch schreiben, wie man spricht. Das muß man, mit Ihrer Erlaubniß, wohl bleiben lassen. Wo ist denn die Hauptstadt Deutschlands, wo man so mustergültig spricht, daß man die deutsche Orthographie darnach modeln könnte? Etwa Wien? Das würde eine artige Rechtschreibung werden. Berlin? Das gienge noch eher, wenn die dortigen Gelehrten sich einig wären, und alle eine und dieselbe Aussprache hätten. Das mögte aber auch wohl fehlen. Leipzig also? Da würde man entweder Kott oder jott, nicht aber Gott schreiben müssen, und das würden wir Westphälinger, Niedersachsen, Hollsteiner und Mecklenburger in alle Ewigkeit nicht zugeben. Ich dächte also, wir ließen es nur auf unsre besten Schriftsteller ankommen, die einmal den Ruf haben, gutes Deutsch zu schreiben, ohne in Zierereyen was besonderes zu suchen, und ließe die



ursprünglich fremden Wörter bey ihrer angebohrnen Würde. Ein anders wäre es, wenn die deutsche Sprache erst sollte gebildet werden. Da könnte man das C. und hin und wieder das H. vielleicht entbehren, und dem K. und Z. das Amt des C. gemeinschaftlich auftragen. Aber jetzt halt' ich unsere Sprache für schon gebildet, und ich mögte nicht gern Buchstaben um ihr wohlhergebrachtes Recht bringen, das sie seit dem Westphälischen Frieden in ruhigem, ungestörtem Besitze gehabt haben. Das y. laß' ich mir jetzt also auch nicht mehr nehmen, ob's gleich im Anfange wohl in unserm Alphabethe hätte entbehrt werden können. Zwischen sein (sum) und seyn (esse) ist doch wohl ein großer Unterschied, und es können Fälle kommen, wo ich nicht weiß, ob's ein Verbum seyn solle, oder nicht, wenn ich sein immer ohne y schreiben will. Eben so wenig kann ich mich dazu entschließen, das h aus den Wörtern heraus zu stoßen, wo es bisher nicht so müßig gestanden hat, als man ihm Schuld geben will. Damm<sup>45</sup> konnt' es z. E. gar nicht dulden, und verbannte es auch aus allen Wörtern, wo es, seiner Meynung nach, nichts zu thun hatte. Und nun sah es ganz poßirlich aus, wenn [er] in seiner Odyssee von der Rückker des Ulysses und seiner Gefärten sprach. Rückker hat, so wie es entblößt da steht, den ersten Fuß, nach meiner Scansion, lang, den andern kurz; (Rückk'er) das h macht den verkürzten Fuß aber wieder lang, deswegen schreib' ich Rückkehr, und nun wird man mich verstehen, da man bei Rückker noch erst rathen mußte, ob's ein Seethier aus der Nordsee sey, das Pantoppida<sup>46</sup> vielleicht beschreiben haben, oder ob's das alte Rückkehr seyn sollte. Herr Hamann in Königsberg nahm im Jahr 1773 die Vertheidigung des Buchstabens H. über sich,<sup>47</sup> ich kenne seine Apologie aber nur aus der allg[emeinen] d[eutschen] Bibliothek, aus der ich eine bey Gelegenheit der Recension dieser Hamannschen Apologie erzählte Anecdote<sup>48</sup> hier nacherzählen will.

Georg Philipp Harsdörfer, Philipps von

Zesen eifrigster Anhänger, hatte dem H. schon den Untergang geschworen, und die deutsche Sprache hätte itzt kein H. mehr; wenn nicht Harsdörfers jüngste Tochter, (wie denn das Frauenzimmer in der Orthographie und in der Orthodoxie oft viel behutsamer geht, als das männliche Geschlecht) vorsichtiger gewesen wäre, als ihr Vater. Sie blickte, wie ein *Göze*, tief in die Folgen der neuen orthographischen Heterodoxie, Sie sahe ihren eigenen Namen in einer Blöße, über die das H. bisher einen wohlthätigen Schatten geworfen hatte.

Aber in allem Ernste, meine Hochweisen Herrn Reformatoren unsers unschuldigen Alphabeths und unserer Sprache, die bey aller eurer Künsteley gewiß nichts gewinnen, desto mehr aber verliehren kann, laßt das Ding lieber, wie es ist. Es gibt Schönen [sic], die in ihrer alten, simplen Tracht am besten aussehen und am sichersten gefallen, besonders uns Biedermännern, und so geht's der lieben deutschen Sprache auch, die wir nicht gern entstellt sehen mögten. Erzeigt unsern Kindern den Gefallen, so zu schreiben, wie sie es verstehen gelernt haben, wenn sie euch lesen sollen, und diese Gefälligkeit müssen wir Alten uns gleichfalls erbitten, wenn ihr uns zu Lesern behalten wollt. Euch kitzelt freylich die Neologie zweifelsohne, uns aber verdrießt das Ding, und macht nicht selten, daß wir das Buch ungelesen hinlegen, das in diesem neuen Kleide zu uns kam. Und besonders wollt' ich die Herren Zeitungsschreiber und meine etwaigen Herren Mitintelligenzen, die künftig einmal der Kitzel stechen mögte, sich an dem unschuldigen C. zu vergreifen, oder das H. und Y. zu verbannen, hier zugleich Namen ihres sehr geneigten Publici, ganz gehorsamst gebeten haben, die Sache der neuen Orthographie vor der Hand noch beruhen lassen, da ich aus der Erfahrung weiß, daß sich die Leute schlechterdings nicht darin finden können, das Deutsche anders zu lesen, als sie es in der Schule gelernt haben. Und überhaupt wär

es sehr zu wünschen, daß dem Z. noch zur rechten Zeit seine unbefugte[n] Streifereyen in fremdes Gebieth untersagt würden, damit unsre liebe studirende Jugend, die dergleichen Köder leider gleich verschluckt, sich nicht mit diesem Steckenpferde, zum unausbleiblichen Nachtheile reeller Erkenntniß, allzu sehr herum tummele, ein Unglück, das bey weitem einreißenden Frevel des unbändig Z's gewiß erfolgen würde. Man hat's ja mit Augen gesehen und mit beiden Händen greifen können, wie nachtheilig Yoriks Empfindsamkeit, Werthers Apostrophensprache und Faseln, und all das Anakreontisiren und Leyren auf der lyrischen Leyer, den Studien eine Zeither gewesen ist. Bewahre uns also der heilige Priscian<sup>49</sup> vor mehr dergleichen Neuerungen im Lande!

## 22. Offener Brief an Joachim Heinrich Campe, Jöllenbeck, Januar 1780

Vortrefflicher Mann!

Das sind Sie wahrhaftig! Schmeicheln kann ich Ihnen nicht, denn ich kenne Sie ja nicht, ich wüßte auch nicht, warum ich Sie bestechen sollte, da Sie mir keine bessere Pfarre geben können, und da ich, außer Ihren Schriften, nichts von Ihnen erwarten kann. [...] Ich hab' einen einzigen Knaben, (die Mädchen überlaß ich meist ihrer Mutter) er ist jetzt 7 Jahre alt.<sup>50</sup> Dieser Knabe hat einen sehr fähigen Kopf, und ich denke, daß sein Herz auch auf gutem Wege ist. Als er 4 oder 5 Jahre alt war, kamen bisweilen junge Gelehrte zu mir, die sich gleich über ihn hermachten, und Gott weis, aus was für Wissenschaften all ihn examiniren wollten, und dann wußt' er – Nichts. Das gab dann so ein Flistern, Ankucken und Mienen machen, als wenn der Junge schon für Immer verdorben wäre. Ich dacht' aber, lauft! ich will die Zeit schon wissen. Ich ließ

den Knaben noch immer herumlaufen, sich brav im Grase herumwätzen, und im Sommer arbeitete er in seinem kleinen Garten, den ich ihm gegeben hatte, daß es eine Lust war. Seine Kleider blieben freylich nicht immer gar zu reinlich, und sein Gesicht sah oft braunroth vor Hitze, Staub und Schweiß aus, daß man ihn für einen derben Bauerjungen hätte nehmen sollen. Auch das laßt gut seyn, dacht' ich; zu gesund und zu abgehärtet kann er nie werden. So lernte er unsere Mutter, die Erde, ziemlich kennen, und nach keinem Garten- oder Feldgewächs fragt man ihn jetzt vergebens. Seine Schulstunden nahm er in der Dorfschule wahr; auch das wollt' ich nicht hindern. Die feinsten Sitten giebt es da freylich nicht; das giebt sich, denk' ich, zu seiner Zeit. Ich wollte, daß er den gemeinen Mann recht kennen lernte, denn wer weiß, wozu es ihm noch einmal gut ist. Nun fiel mir Ihr Gespräch zwischen dem Herrn Prof. Pansophus und dem Valentin Gutmann in die Hände, und als ich es mit herzlicher Freude durchgelesen hatte, lernt' ich in Osnabrück das Original zu Ihrem vortrefflichen Gutmann, den Robert Motherby,<sup>51</sup> persönlich kennen, der eben nach England reisen wol[lt]e, seine Familie zu besuchen. Daß wir gleich gute Freunde wurden, können Sie leicht denken. Er kam von Königsberg über Dessau, wo er seinen Sohn im Philanthropin besucht hatte, und weil dies so recht meine Sache war, so plauderten wir den ganzen Abend immer von Dessau und der Erziehung! Nun, dacht' ich, hast du es doch mit deinem Knaben noch so ganz unrecht nicht angefangen, und Ihr vortreffliches Gespräch bestärkte mich und meinen Plan. Indessen wuchs mein Franz, (so heißt der Knabe) ward älter, und es konnte nicht immer so bleiben. Ins Philanthropin konnt' ich ihn nicht schicken, denn so weit reicht meine Pfarre nicht, und doch wollt' ich ihn gern einen brauchbaren Mann aus ihm ziehen. Freund B[enzler] half mir zu dem Basedowschen Elementarwerke,<sup>52</sup> und nun studierte ich Tag und Nacht, wie ich meinen

Franz am besten erziehen könnte. Die Kupfersammlung gefiel mir nicht übel, aber mit dem Texte konnt' ich mich nicht zum besten vertragen. Bald war mir die Ordnung nicht so recht, bald gefiel mir der Vortrag und die Methode nicht, kurz! ich konnte es nicht so gut brauchen, als ich wo[h]l wünschte. Ich dacht' indessen: es liegt an dir, das Werk ist wo[h]l gut, aber du verstehst dich nicht genug darauf. Das Elementarwerk brachte uns zwar weiter, aber ich glaubte doch, es müßte uns noch viel weiter bringen, wenn es das alles seyn sollte, was ich so gelesen hatte, daß es seyn sollte. Ich traute mir indessen immer noch wenig zu, und dabey wil[l] ich auch bleiben. Ein Landprediger kann wo[h]l Menschenverstand haben, deswegen hat er nicht immer Welt, und daß wir Westphälinger immer zurück bleiben, wußt' ich auch in aller Demuth zu erkennen. Aber mein Franz lief mir doch immer vor den Augen herum, und erinnerte mich daran, daß ich mehr thun müßte, als räsonniren. Gut, dacht' ich, man muß es versuchen. Ich fing mit ihm an, Latein zu sprechen, – das gieng nicht. Denn manchmal war ich von meinen Amtsgeschäften so herzlich müde, daß ich das nicht ausrichten konnte, was man in Dessau ausrichten kann. Junge, sprach ich, da hast du Langens Grammatik,<sup>53</sup> nach der hab' ich gelernt, die sollst du mir auch brauchen. *Mensa!* das gieng gut. Nun conjugirt! das geht auch gut. Und wenn wir erst decliniren und conjugiren so recht im Kopfe haben, dann wil[l] ich wohl zusehen, daß wir die Syntax mit einflicken. Mein Englisch und Französisch kann ich Gottlob! auch noch so ziemlich, und Franz soll es auch lernen, aber *grammaticae*, wie ich's gelernt habe.

Sprachen sind ganz gute Sachen, aber recht beym Lichte besehen, sinds doch nur Sachen. Mein Franz soll mir reelle Sachen lernen. Nun wissen wir, seine Mutter und ich, Gottlob! ziemlich viel, aber wie wir's unsern Kindern beybringen sollten – da hapert' es. Wir sind gar nicht philanthropinisch erzogen, und jedes hat auch so ziemlich

seine Arbeit ums liebe Brod, daß wir also uns nicht hinein arbeiten können. Des Abends, nach unserm sauren Tagwerke, lesen wir, brauchen das Gelesene für unsere Kinder, so gut wir's können; aber den rechten Ton trifft man so leicht nicht, wenn der Geist sich abgearbeitet hat, und der Schlaf die Augen niederdrückt. Wir fühlten es immer, daß uns was fehlte, aber wir konnten es nicht nennen – bis wir Ihren Robinson erhielten.<sup>54</sup> Ein Freund aus der Stadt sandte ihn uns zum Durchlesen, eine Barmherzigkeit, die er oft gegen uns ausgeübt, da wir selbst nicht viel Bücher anschaffen können – und auf einmal fand ich, was mir bisher gefehlt hatte. Franz! sagt' ich, hier hab' ich ein Buch, das soll dir besser gefallen, als die Basedowsbücher. Kannst du Sum? Nein! – So mach zu! wenn du's kannst, so will ich dir was vorlesen. *Ignoti nulla cupido*;<sup>55</sup> *Sum* gieng noch schlecht. Ich las ihm einen Abend vor. – Morgen mehr, wenn du *Sum* kanst. Zweyter Abend. Kanst du *Sum*? o ja! und ihm fehlte nichts. Dritter Abend. Kann[n]st du etwas von *Amo*? ja! den ganzen *Indicativus*; und nun giengs weiter. Essen und Trinken und sein liebstes Spielwerk vergaß er, wenn's ans Robinsoniren gieng, wie er's nennt. Ich muß Ihnen gestehen, daß ich mir das nicht von Ihrem Robinson versprochen hatte, sonst hätt' ich gewis darauf pränummerirt, als ich ihn angekündigt las. Nun haben wir ihn ausgelesen, und Franz ist untröstlich, daß nichts weiter da ist. »O! sagte er gestern Abend, Schicken Sie doch unsern Henrich nach Hamburg, Herr Campe hat ja wo[h]l noch mehr Bücher gemacht.« »Franz! der Weg ist zu weit, und ich glaub' auch nicht, daß mehr Bücher fertig sind.« »O doch, er hat gewis mehr gemacht, ich will dem Knechte meinen alten Thaler auch mitgeben, den mir Grosmama zum heiligen Christ geschenkt hat, daß er dafür Bücher kaufen kann. Bitte! bitte!« Ich mußte ihm also sagen, daß jetzt vom Robinson noch nichts mehr fertig wäre, daß ich Ihnen aber schreiben, und Sie in seinem Namen bitten

wollte, ja bald wieder so ein Buch zu machen; er will sie alle kaufen, so lieb ihm auch sonst seine Sparbüchse ist. Bey dieser Gelegenheit hat er mir auch einen Brief an Robinson überliefert, und ich soll Sie doch sehr bitten, ihn ja gut zu bestellen. Hier ist er in seiner ganzen Unschuld:

Mein lieber Robinson!

Ich habe dich nun recht lieb, und ich wünsche dir gute Arbeit und viel Backsteine, auch viel Essen und schöne Braten, auch viel Lamas, auch viele Austern, ein schönes Netz, auch einen schönen Schornstein, und ich hoffe, daß es gut geht, die Lamas zu fangen und die Hemde zu trocknen. Grüße dich auch, und bin dein guter Freund Franz.

Sie sehen also, daß Sie nun wo[h]l weiter gehen müssen, wenn Sie so manchen gestörten Hausfrieden wieder herstellen wollen; denn mit meinem Franz verlang' ich nicht länger unter einem Dache zu wohnen, wenn Sie seine ungestüme Neugierde nicht bald befriedigen.

### 23. Friedrich II. von Preußen an J. M. Schwager

Würdiger, lieber Getreuer. Mir gereicht es zu besonders gnädigstem Wohlgefallen, und Euch zur wahren Ehre, daß Ihr den wahren Zweck Eures geistlichen Lehramts zu erfüllen sucht, ächte und wahre Patrioten zu bilden, und meine dortigen Unterthanen auf ihr wahres Wohl aufmerksam zu machen. Die Uebersetzung der Briefe über die Vaterlandsliebe hat Euch dazu einen neuen Anlaß gegeben, und auch die hieneben wieder zurückgehende Antwort meiner Mindenschen Cammer legt von beyden einen überzeugenden Beweiß ab, und ich mache mir ein Vergnügen, Euch über diesen Diensteyer meine Zufriedenheit hiermit zu bezeigen, als Euer gnädiger König. Potsdam, den 27. Junii 1780. Friedrich.

#### 24. Ohnvorgreiflicher Vorschlag, diejenigen Männer, die ihre Weiber schlagen, dem Vaterlande nützlich zu machen

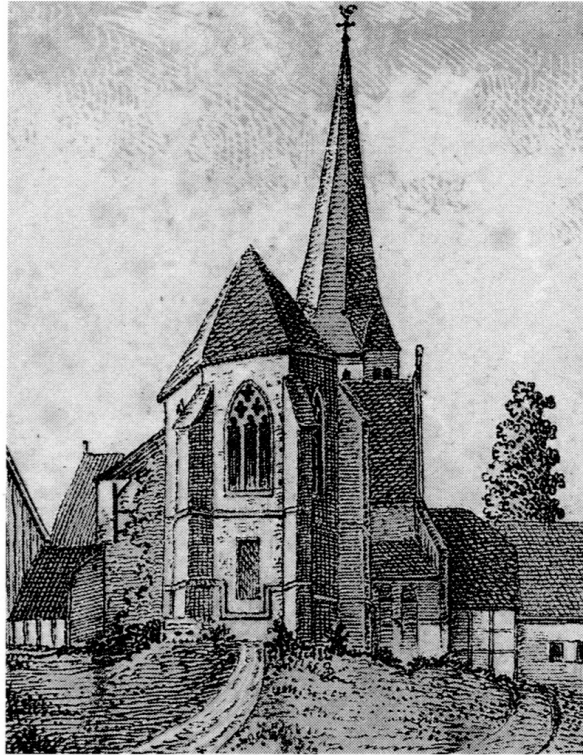
Wie's in den Städten hergeht, weiß ich nicht, aber auf dem Lande nim[m]t die Gewohnheit immer mehr überhand, daß die Ehemänner Gerber ihrer Weiber werden. Man wundert sich über nichts weniger, als wenn so ein Zuchtmeister seine geliebte Hälfte beym geringsten Anlasse mit Ohrfeigen oder dem Besenstiele karreßirt; nur dann spricht noch wohl hin und wieder ein Ehemann: hm! wenn ein anderer seine Frau lahm schlägt. Ich hatte den Fall, ich weiß nicht mehr, vor wie langer Zeit. Da seht ihrs, Jeremias Klumpsack, was endlich heraus kommt, wenn die Männer ungeahndet ihren Weibern die Haut über die Ohren ziehen. Er hat Recht, Herr! war die Antwort; Schläge müssen die Weiber zwar haben, aber die Knochen müssen ganz bleiben. Eine artige Haustafel, dachte ich, aus der du diese Weisheit genommen hast. Es scheint indessen, daß die Landschönen das Ding lange nicht so hoch aufnehmen, als ich Anfangs dachte. Noch keinen solchen Weiber-schinder kenne ich in der kleinen Sphäre, in der ich lebe, der länger Wittwer geblieben wäre, als er selbst Lust hatte. Man könnte also denken, wer es nicht besser haben will, dem geschieht kein Unrecht. Aber kein Mädchen will Schläge, wohl aber einen Mann, folglich paßt dieser Syllogismus nicht hierhin. Nun stehts zu befahren, daß unsere Kraftmänner vom ersten Fluge, die sehr auf's bissel Faustrecht halten, mit der Zeit ihre Bravur durch eben das Loch auslassen mögten; ich dünkte demnach, daß es nach gerade Zeit wäre, dem Dinge Einhalt zu thun. Nicht blos leidet dadurch das Vaterland an der Bevölkerung, wenn schwangere Ehefrauen durch solche Prügeleien verhindert werden, ihm einen künftigen Bürger zu geben, der nun im Mutterleibe sein Grab findet; sondern ich habe mir auch die Wahrheit abstrahirt: daß dergleichen Weiberplager sehr



schlechte Haushälter sind, schlecht auf ihre Dinge passen[,] und wenn Schmalhans Küchenmeister wird, und der Mangel sie übler Laune macht; so muß das Weib seinen Puckel Preis geben. Gewöhnlich sind diese Helden starke, rasche, vierschrotige Bengels, die eine prächtige Hand schlagen, sich selbst in Wuth herein arbeiten, und dann zehnmal auf einen Fleck loshauen, ohne einmal zu fragen: obs genug sey?

Nun geb ich anheim, ob man aus diesen Helden nicht zum Wohl des Vaterlandes ein besonderes Corps aufrichten sollte, das man in Kriegszeiten hinschicken könnte, wo es am wärmsten hergeht? Sollten nicht Leute, die ihres eignen Fleisches nicht schonen, und aus unzurückhaltbarem Muthe Hand an hülflose, schwache Weiber legen, Heldenthaten verrichten, die der Ewigkeit werth wären? Man schicke sie gegen die schärfste Batterie, sie siegen oder sterben – oder ich will gelogen haben. Doch auf meine Ehre halt ich auch, ich will also nicht gesagt haben, daß alle Weiberschinder ohne Unterschied Probe halten mögten. Man mache also lieber vorhin bekannt: daß alle Männer, die von Dato an ihre Weiber prügeln und mißhandeln werden, ausgehoben werden sollen, und die Ehre haben würden, dem Feinde das erste Compliment zu machen; man mache es zu ihrer Bestimmung, keinen Pardon zu geben noch zu nehmen, und die sich dann noch zu meinem Parforce-Corps qualificiren, sind gewiß brauchbar, die sich bessern, sind feige Memmen. Nach meinem District zu rechnen, wird dies Corps stark werden, und da es bald complet seyn dürfte; so könnte man den Rest gegen die feigen Memmen bey der Armee austauschen, die aus lauter Zärtlichkeit für Frau und Kinder marode werden, und aus eben diesem Grunde nicht anbeißen wollen, oder gar ausreißen. Weichherzige Leute taugen zum Todtschlagen nicht, aber laßt mir mein Contingent nur vorrücken, keiner Katzen werden sie Pardon geben; wie viel weniger werden sie des Feindes schonen. In allem Ernst, ein Barbar, der sein eigen Weib bis auf den Tod peitscht, ohne sich

durch ihr Winseln und das Geheul seiner Kinder irre machen zu lassen, wird fechten wie ein Löwe, wenn man ihn erst in Wuth gebracht hat, wozu keine große[n] Künste erfordert werden. Wenn mein Vorschlag nicht probatum ist; so heiß ich Hans.



*Der 5/8 Chor der alten Kirche in Jöllenbeck. Zeichnung von Paul Heinrich.*

25. Brunnenkur. An Christian Christoph Sturm, Auszug aus dem Brief eines Landgeistlichen von seiner Reise nach Pyrmont, G\*\* den 19 Jul. 1781<sup>56</sup>

– *Pyrmont* ist ein wahrer Schauplatz der Grösse und weit ausgebreiteten Güte Gottes, ein wahrer Tempel der Natur. Würde er nur nicht von so vielen Ungeweyhten besucht. Nicht ohne Rührung sieht man die ausserordentliche Gegend, dies andere Bethesda, das herrliche Thal, aus dem so mancher Leben, und Gesundheit mitgenommen hat, den unerschöpflichen Brunnen, aus dem täglich etliche tausend trinken etc. O predigte doch da zuweilen, zu der Zeit, wo eine kleine Welt da versamlet ist, ein Lavater oder ein Sander,<sup>57</sup> an einem Ort, wo die Religion etwas gewinnen könnte, wenn sie gepredigt würde, wie Paulus zu Athen predigte.

Der Gelehrte hat öfters dort das Vergnügen[,] einen kleinen Cirkel von Gelehrten da kennen zu lernen. Für mich war ein Hauptvergnügen[,] mit einem unserer Originalmänner, einem sanften, liebenswürdigen Theologen, Herrn Probst Spalding in Bekanntschaft zu kommen. Sie wissen es aus meinen Briefen, wie schätzbar mir der Mann ist. Ich habe hier eine Bemerkung gemacht, die mir viel werth ist. Mit allem, was er geschrieben hat, bin ich sehr vertraut bekannt. Von Anfange an, da ich ihn las, drang mir alles die Ueberzeugung ab: das ist ein Mann[,] der von Herzen redet, und hatte mir seinen Charakter aus seinen Schriften in Gedanken zusammen gesetzt. Nun heißt es: komm und siehe. Und ich sahe und fand, was ich gesucht hatte. Herr Spalding ist von allen [sic] Stolz durchaus entfernt, größtentheils ernsthaft[,] aber nicht so, daß er nichts Anlockendes hätte. Nach und nach erheitert er sich so, daß man bald ein grosses Zutrauen zu ihm gewinnt. Er redet wie er schreibt die Sprache der Ueberlegung, streuet sparsam Blumen, die denn aber recht angenehm sind. In seinem ganzen Betragen ist Würde[,]

und man erkennt bald den Mann, der einen durchaus gleichförmigen Charakter hat. Er hat sich viel mit mir in einer edlen Herablassung unterredet.

Von andern Gelehrten waren damals die vortrefflichen Männer Pütter und Meiners aus Göttingen da. – Man sieht dort öfters Prediger, die sich ziemlich vergessen und sich unter dem Vorwand der Brunnenfreyheit viel erlauben. Die Freuden der Natur[,] die dort gewiß nicht sparsam können genossen werden, müssen den erkünstelten Vergnügungen nachstehen. Viele besuchen die Comödien, an denen dort kein Mangel ist. Herr Spalding besucht sie nicht – Männer[,] auf die alle Augen schärfer sehen, als sie es glauben, sol[!]ten das nicht thun. Stossen zehn stärkere nicht dabey an, so thun es nach der geringsten Proportion zwanzig schwächere.

Viele Standespersonen, Ordensbänder und Sterne machen dort grossen Glanz. Aber ich habe da auch das beständige Rennen nach immer neuen Vergnügungen, und also das Leere in denselben mit moralisch kritischen Auge[n] betrachtet. Wie manchen sahe ich, auf dessen Stirne keine Ruhe gezeichnet war. Wie gut ist es[,] dergleichen zuweilen zu sehen! Unsere alten Ueberzeugungen, daß Freuden aus der Religion und den Werken Gottes geschöpft die besten sind, werden durch sinnliche Eindrücke von dem Gegenheil bey erkünstelten Freuden, die mit unruhigen Gewissen genossen werden, ungemein gestärckt. Man kehrt mit neuen Eindrücken bereichert in die Studierstube zurück, kann sich die Welt anschauend vorstellen, die man sonst nur öfters in der Abstraktion betrachtet.

## 26. Aus: Stillbachs Leben, ein Zauberroman (1781)

Stillbach war einer aus dem ungezählten Haufen derer, die von der Natur nur zum Nachbeten bestimmt sind, und die nicht anders denken, als was ihnen nachzudenken vorgeschrieben steht. Nun giebt es in dieser Classe freylich auch einige, die sich von andern so viel zusammen tragen, leihen und borgen, daß man schwöhren sollte, sie dächten selbst; mit diesem Drescherleben gab sich aber niemand weniger ab, als ehren Pastor Stillbach, der sich nie besser befand, als wenn er gar nichts dachte, und er befand sich unvergleichlich. Ein geistliches Amt auf dem platten Lande ist für alle Stillbäche das gewünscheste Ding von der Welt, und unser Stillbach war klug genug, sich diese Glückseligkeit zu verschaffen. Nicht, als wenn alle Stadtpfarrer denkende Köpfe wären; nicht doch! auch da lebt gewöhnlich der Frohndenker zufrieden, besonders, wenn die theure Obrigkeit die Freygeister bemaulkorbt, was sie sich an den Gesalbten Zions nicht wagen dürfen. Manchmal thut dies aber die liebe Obrigkeit auch nicht, und dann hat der theure Mann bald zur linken, bald zur rechten zu placken, wird hinten genäckt und vorn geplagt, daß ihm kein Bissen Brodt schmecken will. Hätten da die Herren nicht noch die Canzel, um ungestraft die Ketzer auszuschandiren, und den lieben Teufel, ihm diese Braten in den Rachen zu jagen; so würde ein bösertiges Gallenfieber bald ein schreckliches Predigersterben anrichten. Auf dem Lande geht's schon ruhiger her, dahin kommt kein Freygeist so leicht, es müs[s]te denn der gnädige Herr Fuchsjäger bey geschlossener Jagd, aus langer Weile ein wenig klimpern wollen. Indessen sind diese Herren mit ihrem Latein gewöhnlich bald zu Ende, und will sich der Herr Pastor von ihnen nicht foppen lassen; so darf er ja nur zu Hause bleiben, und sie ihre Schwänke geduldigen Ohren erzählen lassen. Pastor Stillbach hatte mit keinem Edelmann Verbindung, sah keine Jesuiten, und seine

benachbarten Amtsbrüder dachten eben so wenig daran, ihr Gewissen durch Vorwitz zu beflecken, als er. Kamen sie einmal zusammen, welches gewöhnlich beym fetten Viehmarkt war; so lief ihre litterarische Unterhaltung nur auf den Angel des Universitätsleben[s] herum, und wer die besten Studentenstückchen erzählen konnte, war der beste Gesellschafter. Bey Conventen und Synoden ward die Sache freylich bisweilen bis mitten in die Polemik hineingetrieben; wer aber hieran keinen Antheil nehmen wollte, konnt' es auch bleiben lassen. Ein grosser Aufwand von Gelehrsamkeit ward indessen zu solchen synodalen Unterredungen nicht erfordert, und hatte jemand irgend ein leidliches Gedächtnis; so durft' er noch weniger selbst denken. Luthers Tischreden waren bey den Herren an der Synodaltafel sehr beliebt, denn theils sind sie zur Erbauung eben nicht unbequem, und dann sind sie auch orthodox, weil Luther nichts heterodoxes gesagt haben kann. Fiel ja einmal ein Casus vor, der den Brüdern für ihre eigene[n] Schultern zu schwer fiel; so mußten die symbolische[n] Bücher aushelfen, in welchen der eine oder andere doch noch so sehr bewandert war, die gewünschte Entscheidungsquelle auffinden zu können. Mit der Bibel gab man sich nur in so weit ab, als sie zum Beweise der Göttlichkeit der symbolischen Bücher gebraucht werden konnte. An allen diesen Kopfzerbrechereyen fand Pastor Stillbach wenig Vergnügen, deswegen nahm er sich vor der Synode in acht, und zum Convent kam er gewöhnlich etwas spät, wenn die Amtssachen der gesellschaftlichen Freude bereits Platz gemacht hatten. [...]

Ein ziemlich bejahrter Präceptor aus dem Waisenhause, dem Stillbach seinen Sohn vorzüglich anvertraut und sich auch mit ihm in einen Briefwechsel eingelassen hatte, überschrieb dem Herrn Assessor alle Lieblingsneuigkeiten aus der gelehrten Welt, kaufte Teufeleyn für ihn bey Antiquarien, Buchtrödlern und bey Bücherversteigerungen, auch frisch weg aus dem Laden, wenn's was neues gab, und

diesmal kam seine Lieferung wie gerufen. Das wichtigste Product im Pakete war eine gründliche Nachricht von einer begeisterten Weibsperson, Annen Elisabeth Lohmannin, von Horsdorf in Anhalt-Des-sau, aus eigener Erfahrung und Untersuchung mitgetheilt von Gottlieb Müllern, Probst und Superintendenten in Kemberg, auch Ehrenglieder der Gesellschaft der freien Künste in Leipzig. Wittenberg bey Johann Joachim Ahlfeld. 1759. in 8. Stillbachs Correspondent hatte sich die Mühe gegeben, die Sache an Ort und Stelle zu untersuchen, war von dem Herrn Probst ganz freundschaftlich auf- und angenommen worden, und konnte seinem Gönner nicht bloß sagen: hier steht's gedruckt, sondern auch: es ist wahr, ich habe gesehen und gehört. Dabey mußst' er aber auch die Ungläubigkeit der Welt mit bitteren Thränen beweinen. »Es wären mit ihm,« schrieb er weiter, »mehrere Hallische Studenten da gewesen, Anhänger des atheistischen Semlers, die öffentlich über die Gerichte Gottes gelacht und gesagt hätten: das Mensch sey mannstoll, man sollt' ihr den Jägerpurschen Tieze nur zum Manne geben, der würde den Teufel am besten austreiben können. Damit der Herr Assessor sich selbst von der Frechheit des Semlers überzeugen, lege er dessen Abfertigung der neuen Geister und alten Irrthümer, in der Lohmannischen Begeisterung zu Kemberg bey, woraus zu ersehen stünde, daß diesem Manne nichts zu heilig sey, darüber zu spotten, ja! daß er Thatsachen vor der Faust frech weg leugne, die er nicht gesehen und in der Nähe geprüft habe, das er doch hätte thun sollen, besonders da ihm der Herr Probst dazu so freundschaftlich eingeladen. In Halle wäre über diese Besetzung ein beweinenwürdiges Schisma entstanden. In Glaucha glaubte [man] männiglich an diese *Obsession*, in Halle selbst wollte aber kein Mensch anbeissen, diejenigen Studenten höchstens ausgenommen, die sich an's Waisenhaus hielten. Es würde ja dem Herrn

Assessor wohl ein gewisser S... aus dortiger Gegend, und wie er sich erinnere, aus seiner Diöces selbst gebürtig, bekannt seyn, der sich ganz an Semlern ankette, herzlich mitspote, und dereinst ein gefährlicher Mensch für die Kirche Gottes werden würde.<sup>58</sup> Es wäre zu bedauern, daß solche Leute ein so gefährliches Gift in ihr Vaterland mitbringen und dort weiter verbreiten sollten, und hoff' er von der Wachsamkeit des Herrn Assessors noch allein, daß Mittel würden vorgekehrt werden, solchem verderblichen Irrsal vorzubeugen, wovon durch göttliche Vorsorge, wie er glaube, die Kirche Gottes im – bis dahin noch unangesteckt geblieben sey. Mit Leidwesen hab' er diesen S... noch dieser Tage behaupten gehört: daß es absolute noch immer möglich sey, daß die guten Engel sündigen könnten, folglich auch die vollendeten Seligen im Himmel, hypothetice nur nicht, und diese Ketzerey sey doch unvergeblich. Zudem lege sich dieser untheologische Mensch auf sündliche Künste und Wissenschaften, besonders die Philosophie, *belles Lettres*, Tanzen, Fechten und Reiten, trüge sich ganz weltlich, und wenn die frommen Anhänger des Waisenhauses Betstunde hielten, halte er auf seiner Stube Concert. Kurz, er sey ein Irreginitus, spotte über die Waisenhäuser und den Teufel, der ihn doch gefangen hielt, und wenn er sich auch gleich nicht zu liderlichen Gesellschaften hielte, und nicht zu Dorfe stiege; so komme das Erste doch nur aus einem unerträglichen Stolze, bey ihm Ambition genannt, das letzte aber daher, weil er, als ein Weinländer, keinen Merseburger trinken mögte. Dafür ließ er sich aber bisweilen auf dem Cronprinzen in Weingelagen finden, woraus sein Hochmuth um desto sichtbarer würde, weil dahin nur die vornehmsten Studenten giengen, Grafen, Barons und Edelleute, mit denen er am liebsten umgehe, und andere neben sich verachte. Doch dies nur in Parenthesi, weil er dergleichen Neuigkeiten auf Befehl des Herrn Assessors nicht ganz übergehen dürfte. Das wichtigste sey und bleibe die Kembergische Besitzung, und der



Herr Probst, der sich bestens empfehlen liesse, habe eine herzliche Freude darüber bezeugt, daß Gott sich noch hin und wieder ein Häuflein rechtgläubiger Christen gesammelt habe, die seine noch immer fortdaurende Wunder nicht verachteten. Den Weisen dieser Welt sey der Teufel eine Thorheit geworden, aber den Unmündigen offenbare er sich.«

27. Auch meine Gedanken, bey Lesung einer merkwürdigen Schrift: Ueber die bürgerliche Verbesserung der Juden, von Christian Wilhelm Dohm, Berlin 1781

Mit Ehrfurcht betracht' ich jeden Versuch eines Menschenfreundes, den Unterdrückten das Wort zu reden, und dem Unterdrücker ein Wort an's Herz zu legen. Weit bin ich immer davon entfernt gewesen, eine unglückliche Nation zu hassen, weil sie Gott auf eine andere Art verehrt, als ich, andere Sitten und Gebräuche hat, als ich in meiner Religion vorfinde, und mir ihren Himmel verschließt, weil ich unbeschnitten bin, und Schweinefleisch esse. Ich hab' es immer beklagt, daß wir die Juden durch ein drückendes, politisches Joch zwingen, uns betrügen zu müssen, denn wie sollen sie es anders machen, um leben zu können? woher anders ihre schwehren Abgaben bestreiten? und wie sich anders an der Verachtung rächen, womit wir die Menschheit in ihnen beleidigen? Ich gehöre nicht zu denjenigen, die ihre Beständigkeit, mit der sie an dem Gesetz ihrer Väter hangen, Halsstarrigkeit nannte; denn es ist gerade der beste Theil dieser Völkerschaft, die ihre Anhänglichkeit am Gesetze Mosis am unerschüttertesten beybehält, und wir dürfen selten auf die Proselyten stolz seyn, die von ihnen zu uns übergegangen sind. Ihre

Erziehung ist religiöser, als die unsrige, weil sie unter dem Drucke sind, ihre Erwartung wird aufs höchste gespannt, und die Lebhaftigkeit ihres Genies verleitet sie weit eher zum Fanaticismus, als uns unser größeres Phlegma. Und was thun wir, ihnen die Vorzüge christlicher Religion vor der ihrigen einleuchtender zu machen? Leben wir gewissenhafter nach unsren religiösen Grundsätzen, als sie? Sind wir weniger in Rotten und Secten getheilt, als sie? Verfolgen sich christliche Religionspartheyen weniger, als die Talmudisten und Karaiten unter einander? Eben deswegen, weil wir in unserm Leben so wenig Christen sind, eben deswegen, weil so wenige Bruderliebe unter uns herrscht, eben deswegen, weil wir mehr über die Wahrheit der christlichen Religion disputiren, als nach dem Geiste derselben leben, eben deswegen kann ein ehrlicher Jude mit seinen Vorurtheilen nicht zu uns übergehen, wir erschwehren ihm selbst diesen Schritt. Und sollte sich die christliche Religion wohl durch Druck und Verachtung empfehlen? Die Religion der Christen in ihrer ursprünglichen Reinigkeit kennt freylich keinen Verfolgungsgeist, sie empfiehlt gegenseitige Liebe und Duldung, und ihrem Stifter war ein rechtschaffener Samariter lieber, als ein rechtgläubiger Jude, der ein Schurke war. Aber woher soll der Jude dies reine Urchristenthum kennen lernen, da wir's selbst nicht alle mehr kennen? Kann er anders, als nach unserm eigenen Leben und Wandel auf unsere Religion zurückzuschließen? und kann sie sich da empfehlen? Gesetzt nun, sein Irrthum ist ihm da verdamulich, von wessen Händen wird sein Blut gefordert werden? Von den Seinigen allein? oder auch von den Unsrigen? von uns, die wir ihn durch unser schlechtes Leben zwingen, schlecht von unserm Glauben zu denken? die wir in ihm durch pöbelhafte, blinde Verachtung den Menschen schänden, und denjenigen entehren, der den Menschen geschaffen hat? Kann der Jude Vertrauen zu demjenigen haben, der ihn geringer hält, als einen Hund? In meinem Leben hab ich mir's nicht erlaubt, einen Juden

schlecht zu behandeln, ich hab' in ihm den Menschen geehrt, der Fleisch ist von meinem Fleisch, und Bein von meinem Bein. Mit seinem Irrthum hab' ich Gedult gehabt, weil ich vielleicht, bey seiner Erziehung, in seiner Verfassung, eben sowohl ein Jude würde gewesen und geblieben seyn, als er. Den rechtschaffenen Juden, (und es gibt gewiß welche) hab ich immer mehr geliebt, als den so genannten Christen, der seinen Glauben durch sein Leben schändet; denn ich weis[s] es von Petro, daß Gott die Person nicht ansieht, sondern in allerley Volk, wer ihn fürchtet und recht thut, der ist ihm angenehm. Apost. Ges., 10,34.35. Dadurch hab' ich manchen Juden von einer bessern Seite kennen gelernt, als andre ihn kennen lernen wollten, ich habe gefunden, daß sie edler Empfindung fähig sind, und weis[s] gewiß, daß, wenn ich unter die Mörder fallen würde, und ein Jude, der mich kannte, käme des Weges, er nicht bey mir vorüber gehen würde.

Kein Religionsirrthum, der unverschuldet ist, entbindet mich von der allgemeinen Pflicht, meinen Nächsten zu lieben, und wie kann ich's beurtheilen, daß der Irrthum des Juden verschuldet oder unverschuldet war? Ich kann mich nicht ganz in seine Lage hinein denken, mich nicht ganz in seine Stelle setzen. Es gehört schon ein genauer Beobachter dazu, der seine eigene Seelengeschichte kennen und noch wissen sollte, wie und durch welche Veranlassung er nach und nach zu seinen Ueberzeugungen gekommen sey. [...]

Unsere Ueberzeugung und Nichtüberzeugung hängt von so vielen Zufälligkeiten ab, daß ich, bey schlechter Verdauung oft noch etwas bezweifle, wovon ich bey besserm Befinden und größerer Heiterkeit, völlig überzeugt bin. Daß die Juden ihre Kinder mit ungleich größerm Fleiße in ihrer Religion erziehen, als die Christen nach Maßgabe, bedarf, denk' ich, nicht erst erwiesen werden. Meinetwegen mögen's alles Vorurtheile seyn, worinn sie sie von Kindesbeinen an zu bestärken suchen; so viel ist doch wohl

ausgemacht, daß dergleichen so tief eingedrungene Vorurtheile höchst schwer auszurotten sind, und bey einigen Subjecten ist es, nach ihrer Lage, schlechtweg unmöglich. Wir haben so viele Christen, die ein beredter und gelehrter Jude so sehr in die Enge treiben könnte, der Meßias sey noch nicht gekommen, daß sie ihn nicht widerlegen könnten; aber Juden würden sie deswegen gewis[s] nicht werden. Der Jude hätte eben so sehr ein Recht, den Christen deswegen halsstarrig zu nennen, als wir ihn so nennen; aber was wird damit ausgemacht? Nichts, denn widerlegen und überzeugen ist zweyerley. [...]  
Die Erde ist allenthalben des Herrn, die Juden sind sowohl seine Geschöpfe als wir; er hat, dächt' ich, also auch das Recht, da er sie gemacht hat, sie zu erhalten – oder siehst du darum so scheel, daß er so gütig ist?

## 28. An Friedrich Nicolai, 5.9.1782

Ich hoffe in diesem Winter so weit zustande zu kommen, einen *Versuch der Geschichte der Hexenprocesse*<sup>59</sup> wenigstens anfangen zu können. Man hat es mir bis dahin sauer gemacht, die nöthigen Materialien zusammen zu bringen. Jetzt hat mir aber unsre hochpreisliche Minden-Ravensbergische Regierung zu diesem Behuf ihre Registratur eröff[n]et, und ich hatte auch von andern Orten noch so viele Unterstützung zu erhalten, daß es mir nicht an Stoff gebrechen soll. Der Aberglaube in seiner wahren, abscheulichen, blutdürstigen Gestalt dargestellt, muß sich selbst zuschanden und die Welt alle Überbleibsel desselben verdächtig machen. Ich wünschte, daß Sie so gütig wären, mein Vorhaben dem Publico in der a[llgemeinen] d[eutschen] Bibliothek mit wenigen Worten bekannt zu machen. Den Verleger kann ich noch nicht nennen, weil ich noch unbestimmt und mit Hrn. Weygand nicht sehr

zufrieden bin.<sup>60</sup> Wenn Ew. Hochedelgb. sich auf eines und das andere besinnen könnte, das mir zur Aufklärung dieser Geschichte in diesem Jahrhundert in Pohlen und den österreichischen Staaten dienen könnte, und wollten mir's dann mittheilen, so würden Sie mich recht sehr verbinden. Was ich davon weiß[,] sind bis jetzt Bruchstücke, und ich kann mich auf nichts Ganzes besinnen. Nach meinem Plane kann diese neuere Geschichte freylich wegbleiben, aber als eine Zugabe mögte ich sie doch mittheilen.

Ihre Geschichte des Tempelherrn Ordens p[erge] hab ich mit Vergnügen gelesen, mit den Conjecturen im Anfange sind Sie aber nicht allerdings glücklich gewesen. Wenigstens besitze ich Documente, (die ich freylich nicht aus der Hand geben darf,) die ein höheres Alter des F.M.O.<sup>61</sup> auch selbst unter diesem Namen beweisen als Sie annehmen. Indessen haben Sie dem O. doch dadurch einen wesentlichen Dienst erzeugt, daß Sie die Hypothese, als entspringe er aus dem Gehirne der Protector Cromwells, zu schanden gemacht haben. Mit den Tempelherrn hatte der F.M.O. in alten Zeiten wohl eben so wenig Gemeinschaft, als er's in neuern Zeiten mit dem erloschenen Orden der Jesuiten hatte,<sup>62</sup> außer daß beyde Geheimnisse hatten, das hatten alle Orden, selbst den Pythagoräischen Bund nicht ausgenommen. (Soweit ich den F.M.O. kenne, glaub ich mit Recht die Anmerkung machen zu können, daß er in neuern Zeiten nächst der wohlverstandenen Religion Jesu, am meisten zur Beförderung der Toleranz und weit mehr zur Beförderung der Menschenliebe beygetragen habe, als die physiognomische[n] Fragmente.<sup>63</sup> Doch diese Recension haben Sie ja nicht verlangt, ich bitte also für meinen voreiligen Dienstleister um Vergebung.

Daß der gute Doctor Barkey im Haag, als hochdeutscher, reformirter Prediger theils wegen seines Alters, theils wegen seiner zunehmenden Taubheit abgedankt habe, wissen Sie vielleicht schon.<sup>64</sup> Er genießt auch als Emeritus sein Gehalt, dies konnte die ehrwürdige Classis nicht wehren, aber das

hat sie ihm auch als Emeritus noch zu wehren gesucht, keine Schriften ohne ihre Censur herauszugeben, weswegen der ehrliche Greiß, um sein Alter in Ruhe zu verleben, der Herausgabe seiner Bibliothek und allem Schriftstellerwesen hat entsagen müssen. Wir haben indessen Hoffnung, daß sein würdiger Schwiegersohn, der Herr Prof. Berg in Düysburg seine Schriften fortsetzen wird.

Auch hier in Westphalen sieht es zum Theil um Toleranz und Aufklärung noch schlecht aus. Ich weis nicht, ob Ihnen mein kleiner Krieg für und wider den Aberglauben und die schönen Raritäten der Jüdin zu Landsberg an der Warthe (Leipzig 8. bey Jacobäer 1781)<sup>65</sup> bekannt geworden sey? Ich bin jetzt in einen ähnlichen Krieg verwickelt worden. Ein 26jähriges Mädchen in Margarethen-Lengerich, in der Grafschaft Tecklenburg, ist seit 7 Jahren krank, es gehen Dinge mit ihr vor, die dem Aberglauben volle Nahrung geben. Sie wird z. E. des Nachts, ohnerachtet sie ihre Füße nicht gebrauchen kann, aus dem Bette weggehohlet, ohne daß sie weis, wie es zugeht, und befindet sich oft einige hundert Schritt von ihrer Wohnung, ohne daß es ein Mensch begreifen kann, wie sie hingekommen sey. Dies bewog mich hinzureisen, und ich glaubte den Betrug so ziemlich gewiß entdeckt zu haben. Ich erzählte dem Publico meine Bemerkung im Mindenschen Intelligenzblatte, welches Hr. Pastor Smend in Lengerich sehr übel nahm, und jetzt, zur Ehre Gottes und seiner Clientin wider mich schreibt.<sup>66</sup> Ich werde Ihnen, wenn wir zusammen fertig sind, Acta einschicken, und mir Ihr Urtheil darüber erbitten. Bis dahin also Gott befohlen. Ich bin, in Erwartung Ihrer gewünschten Antwort Der Ihre Schwager

N.S. Hr. P. Spalding hat mir noch nicht geantwortet, es braucht aber auch keiner Antwort, nur bitte ich mich ihm gelegentlich zu empfehlen.

## 29. Ueber die erste Bildung der Kinder zur Religion

Sollte man die Kinder gar nichts lehren, was sie nicht völlig begreifen können: wie sehr würde man dadurch den Umfang ihrer Unterweisung einschränken! Und können denn wir Erwachsene[n] von allen Dingen, die wir wissen, alles begreifen? Müssen wir nicht offenbar vieles auf Glauben annehmen, und warten[,] bis wir es in seinem ganzen Umfange werden einsehen lernen? Ich habe daher auch nie mit den Grundsätzen einiger neuerer Pädagogen übereinstimmen können, welche die eigentlichen Lehren des Christenthums ganz von dem ersten Kinderunterrichte ausschliessen, und behaupten: daß man die Kinder nur die natürliche Religion lehren, und sie erst bey reiferem Verstande mit dem Christenthume bekannt machen müsse. Gerade als wenn die Lehren der so genannten natürlichen Religion einleuchtender, faßlicher, deutlicher wären, als die Lehren des Christenthums! Es gehört viel Scharfsinn und Uebung des Verstandes dazu, die Wahrheiten der natürlichen Religion für Kinderseelen in ihrem Zusammenhange überzeugend einzusehen; dahingegen das Christenthum, welches viel Geschichte und Thatsachen enthält, das einen Theil seiner Wahrheiten in Bilder, Gleichnisse und Erzählungen einkleidet, verhältnißmässig für Kinder deutlicher und anpassender ist. Mögten doch unsere neuen Pädagogen die Wohlthätigkeit der Lehre Jesu, des größten Kinderfreundes, auch in dieser Beziehung nicht verkennen! Mögten sie, wenn sie ja Dissidenten in der Religion seyn wollen, es nur für sich seyn, und unsere Kinder damit verschonen, die doch einmal auf den Namen Jesu getauft sind, und denen man es auch frühzeitig sagen muß, was das heisse.

### 30. Noch etwas über das Blatterbelzen

Meine Kinder werden glücklich inokulirt, in meiner Nachbarschaft erwirbt sich die Kunst gleiche Ehre, die geimpften Kinder befinden sich wohl, gehen vor jedermanns Augen herum, und wachsen, tro[t]z allen sybillinischen Weissagungen, ohne Anstoß heran. Nun fang ich an, die wichtigsten Schriften über die Inokulazion zu sam[m]len, studire sie, soweit ich es als Nichtarzt kan[n], und finde, daß ich wirklich eben so viel davon lerne, als der Arzt, weil wir beide unsern Glauben bloß auf Fakta gründen, und von dem wie? gleich viel wissen. Ich predige meiner Gemeinde, die vor etlichen Jahren 74 Kinder in einigen Monaten an der Seuche einbüßte, die Inokulazion: verschiedene entschließen sich, aber zwey Kinder werden nicht angesteckt, bekommen die natürlichen Pocken und sterben. Man klagt die Inokulazion als eine Mörderin an, ich rechtfertige sie; man glaubt mir, und beim nächsten Pockenumgange melden sich schon Aeltern und Kinder selbst. Mein Freund, der Herr Hofrath Opitz in Minden hat mich in den Stand gese[t]zt, die Operation selbst verrichten zu können, ich thue es, und alles geht glücklich. Im Jahre 1785 kom[m]t die Seuche wieder, tödtet in kurzer Zeit 66 Kinder und viele, die durchkommen, sind entse[t]zlich gezeichnet worden. Ich impfe 21 Kinder so glücklich, als nur gewünscht werden kann[n], ermunterte durch ein Sendschreiben den gemeinen Mann zur Nachfolge um und neben mir impfen unsere Aerzte mit gleichem Glücke; und nun erst erfahre ich, daß alte Zweifel wider dies Rettungemittel aufgewärmt werden, daß ich als Laie nichts davon verstehe, und daß man das Siechen, die Schlaf[f]heit der thierischen Maschiene, die Niedergeschlagenheit des Geistes und den ununterbrochenen Wachsthum der je[t]zigen Generation, wovon unsre Inokulirte[n] in Minden, Herford, Bielefeld, Osnabrück, Münster u.s.w. nichts wissen, der Inokulazion auf die



Rechnung zu schreiben habe. Mußte ich da nicht, wie aus den Wolken gefallen sein?

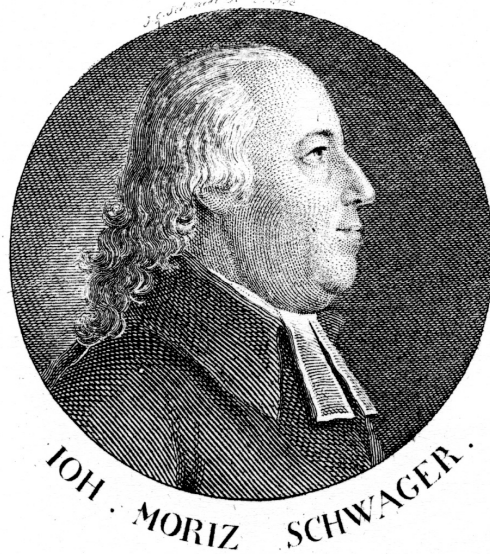
31. Aus: Schreiben vom Niederrheine, die deutsche Gesellschaft zur Beförderung reiner Lehre und wahrer Gottseligkeit betreffend

Seyn Sie froh, liebster Freund! daß Sie sich bis hierhin durchgearbeitet haben, und ich bin es zehnfach, denn es ist wahrlich kein Spass, ein so ungeheures Paket durchzulesen, als ich gethan habe. Immer ist es fast dieselbe Leyer, immer das eintönige Gewinsel, und immer guckt, bey aller Zerknirschung, der Pharisäer durch, der andere neben sich verachtet. Pietismus ist die ganze Sache mit herrenhütischem Getändel durchwirkt, Pietismus, aber nicht der sanfte eines Speners und Fran[c]ken, die doch noch dabey dachten und es nicht geschworen hatten, bessern Einsichten Platz zu geben. Unsere Socii dagegen wollen die Welt mit Brettern zunageln, allem Forschen ein Ende machen, und die unfehlbare Kirche seyn. Ist es wahr, (behaupten will ich es nicht; aber widerlegen kann ich die Männer auch nicht, die es behaupten) dass Jesuiten mit im Spiele sind; so ist die Vorbereitung zum grossen Werke die ausgedachteste, die nur seyn kann. Denn Menschen, denen man Kopf und Sinne läßt, gehen nicht so leicht in die Schlinge, als solche entmenschte[n] Menschen, dergleichen die Deutsche Gesellschaft macht. Dass die Deutsche Gesellschaft was grosses, wenigstens in gewissen Staaten, im Schilde führt, weiss ich ohne Protocolle, und kann sie dazu kommen, zu sichten; wehe dann den ehrlichen Forschern, die den Coloss nicht anbeten wollen.

32. Aus: Zweites Schreiben vom Niederrheine, die deutsche Gesellschaft zur Beförderung reiner Lehre und wahrer Gottseligkeit betreffend

Wer unter der d[utschen] Gesellschaft ein wirklich besserer, frömmerer Christ ist, als Spalding und Semler und der rechtschaffene Jerusalem, der werfe den ersten Stein auf sie. Das Christenthum besteht nicht in Worten, nicht in schwülstigem oder seufzendem Galimathias, sondern in der Kraft. Deswegen werden auch nicht alle, die zu Jesu an jenem Tage sagen werden: Herr! Herr! haben wir nicht in deinem Namen geweissagt? Societäten zur Vertilgung derer, die dich anders verehrten, als wir es wol[ll]ten, errichtet? Fromme Flüche über sie ausgegossen? Lange Gebete gehalten, und sie auf den Gassen und an den Ecken der Häuser ausgekramt? Und jeden verwünscht, der dir es nachsagte: Der Vater ist größer denn ich? – in den Himmel kommen; sondern die den Willen des himmlischen Vaters thun. Der ehrt Christum wahrhaftig, der seine Lehre befolgt, nicht der, der andere, die nicht mit ihm über seine Gottheit gleichförmig denken, als Ketzer anfeindet, oder ein Anathema über diejenigen spricht, die das Versöhnliche in seinem Leiden und Tode sich etwas anders denken, als das System. Ich bin mir's bewußt, daß ich die christliche Religion als die größte Wohlthat aus der Hand der Vorsehung schä[t]ze, und bin beruhigter dabei, als bei den Lehren eines Sokrates und Cicero; allein die Freiheit, die mir Jesus selbst gegeben hat, in der Schrift zu forschen, und die Erlaubniß Pauli, daß meine Religion ein vernünftiger Gottesdienst sein dürfe und selbst sein solle, lasse ich mir von der d. Gesellschaft wahrlich nicht nehmen, und von keinem Menschen. Ich freue mich, unter den Partikulargesellschaften einige gefunden zu haben, die an eigener Besserung allein arbeiten, und sich den stolzen Gedanken nicht erlauben, Andersdenkende zu verurtheilen. Meine Meinungen mögen sich hie und da mit den ihrigen

kreuzen, mein Wandel soll es nicht thun, wenn Worte und That bei ihnen einerlei sind, und dann hoffe ich mit ihnen in einen und eben denselben Himmel zu kommen, wo keine menschliche[n] Meinungen mehr Herzen von Herzen entfernen werden.



*Johann Moritz Schwager, Kupferstich von J.G. Schmidt zu Dresden, Beyers allgemeines Magazin für Prediger nach den Bedürfnissen unserer Zeit, Bd. 10, 4. Stück, 1794.*

### 33. Johann Salomo Semler

Semler war aus seinem Lehrer sein Freund geworden, und diese Freundschaft bestand bis beynahe an Semlers Ende. Ich sage: beynahe; denn Schwagers freymüthige Erklärung über das sogenannte Gottesgold, und seine eben so freymüthige, freundschaftliche Warnung, sich nicht lächerlich zu machen, machten den guten Semler zuletzt ein wenig kalt. An Jerusalem hatte Schwager einen Gönner bis in den Tod.

### 34. Zu J. S. Semler, Unpartheyische Sammlungen zur Historie der Rosenkreuzer, Leipzig 1786

Dass Hr. D. Semler schon seit einigen Jahren aufmerksam auf die, wenigstens dem Namen nach, wieder auflebende Gesellschaft der Rosenkreuzer, und einer der ersten mit gewesen sey, der diesen Leuten auf die Finger beym Kartenmischen gesehen habe, weiss Rec. aus einem Privatbriefe des Hn. Doctors, und gesteht es mit Dank-sagung, dass er auch ihn damals aus einer sichern Schlaf-sucht geweckt habe, in der ein zu grosser Theil unsrer Zeitgenossen und selbst solcher, die kein geringes Interesse bey der Sache haben, noch bis diese Stunde fort-schlummert. Rec. hat seitdem mit aller ihm möglichen Sorgfalt der Sache nachgeforscht, die Winke genutzt, die ihm der Hr. Doctor gab, die Schriften gelesen und verglichen, die dahin einschlagen, und die seine Bücher-sammlung enthielt, und vorzüglich durch eine ausgebreitete Correspondenz genug entdeckt, um für sich dem H[err]n Verf. den wärmsten Dank für dies Unternehmen sagen zu können, dass er dieser bedenklichen Conföderation bereits auf die Spur zu kommen suchte, ehe noch an eine Ber-linische Monatsschrift gedacht ward, die gewiss keine

geringe[n] Verdienste um das Publikum in Betracht geheimer Gesellschaften hat.

Eine wirkliche Geschichte des Ordens der Rosenkreuzer zu schreiben, ist vor der Hand noch nicht möglich, da die Data und unpartheyische[n] Hülfsmittel dazu theils zu sehr zerstreut sind, theils auch vieles erst, wo möglich, durch die Kritik berichtet werden muss. Auch wurden diese Mystiker von der herrschenden Kirche zu sehr gehasst, zu scharf beobachtet, als dass schwülstiger Orakelton und Zurückhaltung für sie nicht nothwendig geworden sey. Zudem kostet es Mühe, die Schriften der Plagiarier von den ächten Schriften der Mitglieder des Ordens selbst zu unterscheiden, und auch diese sind häufig in späterer Zeit interpolirt worden, und die eigentlichen Grundsätze des Ordens blieben lange Zeit ein Geheimniss, die man erst aus den Aeusserungen vorsätzlicher Betrüger, die später diese Maske vornahmen, nicht kennenlernen kann. Hr. S. behauptet S. 5., »dass die Freymaurer und Rosenkreuzer lange Zeit in einer genauen Verbindung gelebt hätten«, aber den Beweis bleibt er schuldig. Dass sich Leute eines fremden Namens bemächtigen, beweist noch nicht, dass sie auch wirklich sind, was sie zu seyn vorgeben, und wenn es hin und wieder Maurer gab, die, mit ihrem eigenen Orden zu unbekannt, sich auf die Seite der Rosenkreuzer lenkten; so folgt daraus auch noch gar nicht, dass beide Orden mit einander in Verbindung gestanden hätten, welches, nach der Natur der Sache, nicht seyn konnte. Jene ersten Rosenkreuzer prahlten unverschämt, und suchten ihre mystischen und kabbalistischen Ideen aus den drey ersten Kapiteln des ersten Buchs Mosis zu beweisen. Wir wünschten: dass der H. D. Semler nachforschen wollte, woher sie die Vorliebe zu der Mosaischen Schöpfungsgeschichte nahmen? Rec. hält diese Veranlassung für weit älter, als den uns unter diesem Namen bekannten Rosenkreuzerorden, so wie dieser nur einer, dem Namen und der Modification nach, veranstaltete Fortsetzung älterer Mysteien ist. Vielleicht treffen

wir wieder bey den ägyptischen Mysterien zusammen, in welche Mose eingeweiht war, und unmöglich ist es nicht, sondern so gar wahrscheinlich, dass Moses seine Schöpfungsgeschichte von daher buchstäblich mitgebracht habe. Dass die Rosenkreuzer mit der Kirche nicht im besten Vernehmen standen, lässt sich denken, denn sie gingen ihrer eigenen Weg, und die Kirche wollte von keinem andern wissen, als den sie selbst vorgezeichnet hatte. Sind sie in ihrer Lage wider eine tyrannische Hierarchie zu entschuldigen; so möchten wir doch nicht mit dem Hr. D. die Theosophie und Alchemie als Strebepfeiler wider den Naturalismus so allgemein in Schutz nehmen, da keine noch so vollkommen gute öffentliche Religion und Kirchenordnung gedacht werden kann, der Schwärmer nicht nachtheilig werden müssen. Jede Privatreligion mag unersetwegen bleiben; aber sobald sie beschützt wird, wie Hr. S. sie beschützt wissen will, hört sie auf, Privatreligion zu bleiben, sie strebt nach politischen Vorrechten, und verursacht Gährungen im Staat. Die Vorrechte, die sich Hr. S. immer für die Privatreligion eines jeden Individui ausbedingt, verlangt er auch für die Alchemie, die er für keine Thorheit will gehalten wissen, ob es gleich viele Betrüger gebe. Wenn Rec. auch so günstig für die Alchemie dächte, als der Hr. Vf.; so kann er doch nicht mit ihm für ihre Beschützung stimmen; denn die Betrogenen wissen es ja eben nicht, ob sie an den rechten Mann kommen, oder ob sie einem Gauner in die Hände fallen, deren es doch die grösste Anzahl giebt, wie Hr. S. selbst eingesteht, und dem Staat können die vorgeblichen Gold- und Tincturköche unmöglich so gleichgültig seyn, als Hr. S. aus Vorliebe für eine Chimäre glaubt, dass sie seyn sollten. S. 14 declamirt Hr. S. sehr für die Alchemie und Möglichkeit des Goldmachens. Wir bedauern diese Schwäche an dem sonst so grossen Gelehrten, und giebt er dadurch nicht seinen Gegnern, den neuern vorgeblichen Goldköchen[,] die Waffen wider sich selbst in die Hand? Ohne es auch mit

einer Sylbe zu ahnden, daß er mit dem Verf. der chymischen Hochzeit, der wider Betrüger eifert, wie ein Wucherer wider den andern, in einem und eben dem Falle sey, eifert auch Hr. S. wider Dinge an andern, die er sich selbst erlaubt, und man weiss in der That oft nicht, wie man mit ihm dran ist. Dies Schwanken kann sein sonst so sehr nützliches Unternehmen unmöglich empfehlen, und er wird wenige Leser finden, die genug vorbereitet wären, ihm für seine übrigens so schätzenswürdige und mühselige Arbeit zu danken. Er behauptet z. E. S. 12., dass mehrere die so genannte Universalarzney herausgebracht hätten. Wer? wirkliche Mitglieder des Ordens? So muss das Recept doch im Orden selbst noch vorhanden seyn, und warum sollten es die neuern Rosenkreuzer nicht noch haben? Aber wo ist diese Universalarzney? Warum haben sie die Fürsten nicht wie das Mittel wider den Biss toller Hunde und den Bandwurm an sich gekauft und bekannt gemacht? Ist es etwa das Hirschensche Luftsaltzwasser? Dies ist zuverlässig noch nicht so bewährt, als Hr. S. glaubt, der es noch einmal bereuen wird, sich zum Apologeten eines Charlatans aufgeworfen zu haben. Und gesetzt auch, das *Collegium Sanitatis* in Berlin liesse sich übereilen, die Quacksalberey eines Baron Hirschen mit seinem Beyfall zu beehren, so folgt doch wahrhaft daraus weiter nichts, als dass einmal ein ganzes *Collegium* sich eben so sonderbar verirren könne, als ein einzelner Mann in Halle. [...]

In der Vorrede äussert Herr Semler noch die Meynung: dass V[alentin] Andreä seine alchymistischen Schriften in wahrem Ernste und nicht bloß zum Scherze geschrieben habe. Dieser Meynung ist Rec. immer gewesen, so annehmlich Herr Friedrich Nicolai auch die entgegen gesetzte Hypothese ausgeschmückt hat. Dass sich A. zuletzt zurück zog, und einen Spass aus der ganzen Sache hat machen wollen, beweist weiter nichts, als dass A. Ursache müsste gehabt haben, den nur allgegründeten Verdacht seiner Rosenkreuzerey von sich abzuwälzen. Auch bittet Hr. S.

noch in der Vorrede diejenigen, die Zutritt zu grossen Bibliotheken haben oder auch handschriftliche Briefe und Stücke besitzen, die zur Aufklärung der noch ziemlich finstern Geschichte der Rosenkreuzer dienen können, um Beyträge, und wir thun es mit ihm von Herzen. Denn gab es jemals eine Zeit, wo dem Publicum Aufschlüsse dieser Art nöthig waren; so ist es die unsrige, wo die Verschmitzesten der Menschen, die Jesuiten, völlig entschlossen zu seyn scheinen, den Protestanten das Joch der Hierarchie wieder aufzulegen, *coute qu'il coute*, diese Pest der Menschheit, die unter uns schon unendlich mehr Eingang gefunden hat, als noch der entschlossenste Patriot, der seine Zeitgenossen zu warnen, über und wider sie schrieb, sich einmal zu befürchten erlaubt. Rec. muss es einmal und öffentlich sagen: dass diese Brut sich tief in die Herzen vieler edlen Freymaurer eingeschlichen habe, diese Gesellschaft nach ihren Absichten zu lenken, und dass grosse, sonst vortreffliche Männer ihr süßes Gift unbesorgt niederschlucken; sagen, dass die Verrückung des menschlichen Verstandes durch das Opium der Rosenkreuzerey, Magie und Geisterseherey ihr Werk sey, so wie sie vom Anfange an dem Rosenkreuzerorden Theil hatten, u. ihn zuletzt ganz an sich rissen, um unbefangene Männer durch ihn ins Netz zu locken. Da eben, wo man ihre Schliche am wenigsten vermuthet, ist ihr Einfluss gar nicht mehr zu verkennen, und Hr. Semler verdient unsern wärmsten Dank, dass er es wagt, solche Schleichwege aufzudecken.



### 35. Thronwechsel in Preußen

Der gute Fürst war plötzlich gestorben, der neue laborirte an finstern Launen, den Folgen eines entnervten Körpers, und diese Sucht, sich und allen Menschen zur Last zu seyn, die zu ihrem Unglück in seiner Atmosphäre zu leben verdammt waren, gab ihn bald einer Clique von Schwärmern preis, die seine Schwächen zu bearbeiten wußten, und unter diese gehörte auch der neue Superintendent, der einst des damaligen Erbprinzen Religionsunterricht besorgt hatte.

Von Heterodoxie, Neologie und seelenverderblichen Irrthümern war immer mehr die Rede; man nannte schon viele Männer, die mit dieser Pest behaftet seyn sollten; schwarze Gewitterwolcken sammelten sich über der Residenz, und verbreitet auch über das ganze Land; der Blitz schlug ein paarmal ein, wetterleuchten that es beständig. Die Heiligen erhoben ihr Haupt wie eine Schlange, ihrer Halswirbel schienen mehr zu seyn, als vormals; sie trugen den Kopf wieder gerade, als suchten sie keine Bubenstücke weiter im Sande, und ihr Auge drohte Böses den Guten. Ein Band kindischer Täuschung verband die Verschwornen, alle sahen den Betrug, nur der betrogne Fürst nicht. Kenntnisse und Wissenschaften wurden angefeindet, versteckte Jesuiten befehligten die Jagd wider sie; man nahm die Backen voll, um die Verständigen wegzuschrecken, aber sie flohen nicht; die Vernunft sollte verstummen, und sie sprach desto lauter. Der Fürst, welcher sich hatte überreden lassen, Gewissensfreyheit sey Hochverrath, und ihm komme es zu, seinen Unterthanen vorzuschreiben, was sie glauben sollten, wollte aus der Haut fahren, wenn sich jemand unterstand, zu glauben, was er glauben konnte; ein katholisches Jammermädchen, das den Körper und die Staatscasse des Fürsten ausleerte, war in der Hand der Kinder Loyola's die Heilige, die alles erbitten konnte, und wer nicht fallen wollte, mußte Krücken von diesem Ungeheuer kaufen.

### 36. Versorgung der Pfarrwitwen. An das Stift Schildesche, Joellenbeck, 22.8.1788

Es ist ein trauriges Schicksal für Predigerfrauen, nach dem Tode ihrer Männer sich auf einmal so ganz verlassen zu sehen, kein Obdach und kein Brod mehr zu haben, und der *Discretion* einer Welt preis gegeben zu seyn, die zu viele Bedürfnisse und nachgerade zu wenig Religion mehr hat, um sich der Wittwen zu erbarmen und sich der Wäisen anzunehmen. Die Wittwen eines Bauren hat ihre Leibzucht, die eines Handwerkers oder Kramers darf ihr Gewerbe fortsetzen; nur die Predigerwittwen verliert mit ihrem Manne alles, und gleicht einer Verstossenen, gegen welche niemand Mitleiden schuldig zu seyn glaubt. Man hat selbst bey Hofe dies traurige Loos armer Geschöpfe oft beherzigt, es ist Grundsatz der Preußischen Regierung geworden, für Predigerwittwenthümer zu sorgen, wo es nur immer thunlich war, und in andern Provinzen ist vieles geschehen, nur in der unserigen gar nichts.

Hier in Joellenbeck kann aber zur etwaigen Versorgung einer künftigen Predigerwittwe etwas geschehen, kein Mensch leidet darunter, und ein hoher Patron hat es in seiner Gewalt, künftige Traurige zu trösten, die, vor dem äußersten Mangel geschützt, noch nach Jahrhunderten Wohlthäterinnen segnen werden, wenn von Ihnen nur noch ein löblicher Nachruhm unter den Sterblichen seyn wird.

Die Pfarre zu Joellenbeck besaß bis zur Markentheilung das Recht der Mitweide sowie auf der Joellenbecker- und Dreekerheide in der Oberbauerschaft, als auch auf der Haupt- und Loh-heide in der Niederbauerschaft, ohne von diesen Rechten einen Gebrauch zu machen und den geringsten Nutzen davon zu haben. Auch ein hoher *Patron* hatte in Absicht des Structurjahres keinen Pfennig Einkünfte davon, und das ganze Recht war vor der Markentheilung eine unnütze Sache. Durch die geschehene

Markentheilung war sie aber realisirt, und die Pfarre erhielt einen Zuwachs, den sie vorher nicht hatte, und ohne welchen alle Prediger und ich selbst bis hierhin waren. [...] Diese 8 Scheffelsaat wären also der Grund, auf welchem künftig einmal ein Witwenhaus gesetzt werden könnte. Noch weis ich dazu freylich keinen *Fond* anzugeben; Gott kann aber Mittel und Wege zu einem so christlichen Werke anweisen, und auf den Fall wäre vor der Hand schon gnug geschehen, wenn Grund und Boden dazu ausgemittelt wird. [...] Die letzte neue *Aquisition* sind 3 Scheffel Gerste, die dem Prediger von der Kirche als eine Vergütung für die im Pfarrholtze prätendirte Mast sind bewilligt worden, und die aus dem Kirchenkorn gereicht werden. In den 20 Jahren meines Hierseyns war keine Mast, die 3 Scheffel Gerste sind also reiner, neuer Gewinn, und einer Wittwe zu gönnen, da ein zeitlicher Prediger sie eigentlich nicht entbehrt, denn sie sind sonst nie gewesen. Bis dahin ist also alles, was ich zum Wittwenthum geschlagen zu wünschen gewagt habe, reine, neue *Aquisition*, um die ich einige Verdienste habe. Wenn der Wittwen nun noch einige Fuder Brennholz *accordirt* würden; so wäre das kleine Wittwenthum zu stande. Es sind noch 50 bis 60 Morgen Holtzgrund da; dieser Grund ist durch die Markentheilung vor dem Vieh beschützt, das Holtz schlägt freywillig auf, und die Aussicht ist da, daß für eine Wittwen immer Vorrath mit da ist. Ew. Hochwürden-Gnaden denken zu geistlich, als daß ich nicht Dero gnädige Beystimmung erwarten sollte. Sollten Hochdieselben noch Bedenklichkeiten wegen dieses neuen Geschäfts finden, und völlig sicher gehen wollen; so *compromittiren* Sie nur mit mir auf eine hochpreisliche Landesregierung, die in dieser Art von Geschäften bewandert ist, und aus sehr rechtschaffenen, wohlthätigen Männern besteht, die gewis die Sache so einleiten werden, daß wir von unsren Nachkommen keine Vorwürfe werden zu besorgen haben.

### 37. Religiöse Volksaufklärung: Ueber die theologischen Systeme; etwas für Layen, die oft unchristlichen Kämpfen zusehen

Um die theologischen Systeme hat es nur gar zu oft eine seltsame Bewandnis; der Denker hat das seinige, der Nichtdenker auch. Das System des Denkers ist nach der Regel ketzerisch, und das System des Nichtdenkers orthodox. Der eine baut sich sein System selbst, der andere folgt einem Fremden, und trifft er auf eins der richtigsten und vernünftigsten; so hat er Glück, aber kein Verdienst. Eine dritte Classe hat ihr adoptirtes System, verfißt es mit Heftigkeit, verfolgt diejenigen, die Miene machen, ein Jota davon zu nehmen, oder hinzu zu thun – und glaubt, unwissend, selbst nicht dran. [...]

Der Selbstdenker sieht sich, bey so bewandten Umständen, gezwungen, sich selbst ein System zu bilden, nicht, um es andern aufzudringen, sondern um sich selbst zu beruhigen. Es gehört aber dazu noch etwas mehr, als Selbstdenken, es gehören Bekanntschaft mit Sachen, über die man denken will, und Vorkenntnisse dazu, die nicht jeder hat. Diese fehlen gewöhnlich dem gemeinen Manne, und dann entsteht, statt Aufklärung, Schwärmerey. Ich habe in einer zahlreichen Gemeinde manchen Mann entdeckt, der sich selbst sein Systemchen gezimmert hatte, das komisch genug aussah, und wovon mein Vorfahre nie etwas erfahren hatte, weil sich die Leute nicht getrauten, ihn in's Herz sehen zu lassen.

Ein Bauer mit dem ehrwürdigsten Griechenkopfe zweifelte an dem lutherischen Lehrbegriffe der Gegenwart des Leibes und Blutes Christi im Abendmahle, und war im Herzen der reformirten Erklärung zugethan, aber mit vieler Unruhe. Er hörte einmal meine Erklärung und meine Gründe, bekam Zutrauen zu mir, und entdeckte sich mir. Ich ließ ihn bey seiner Meynung, suchte ihm diese aber practisch zu machen, und zeigte ihm: daß es mehr auf den würdigen

Genuß als auf das Sylbenstechen ankomme, und wir waren Freunde. Mit der Auferstehung der Todten hielt es schweher, er glaubte sie gar nicht, weil er ihre Möglichkeit nicht einsah – bis ich ihm eine Raupe zeigte, sie in eine Schachtel mit der für sie schicklichen Atzung legte, und ihn durch den Erfolg von meiner Behauptung überzeugte, daß sie erst sterben und sich dann in einen Schmetterling verwandeln werde. An einem Schuhknechte, oder Schuster-  
gesellen fand ich vor einigen Jahren einen eben so grossen Grübler, der alles aus sich selbst und nichts geborgtes hatte. Zu keinem Geistlichen hatte er Zutrauen, und wie es kam, daß er bey mir eine Ausnahme machte, weiß ich bis diese Stunde nicht. Ich habe übers Jahr Briefe mit ihm gewechselt und oft seine Besuche gehabt, ich habe ihm manchen Zweifel gehoben, der aus Mangel an Vorkenntnissen entstanden war, und sein unermüdetes Streben nach Aufklärung und Belehrung machte mir manche frohe Stunde. Zum Beweise: daß es auch unter den niedrigsten Classen Denker giebt, die Zurechtweisung und nicht niedergedonnert zu werden verdienen, will ich ein Stück seines ersten Briefes an mich hersetzen, an welchem ich nichts als nur in der Rechtschreibung etwas geändert habe, und auch das war selten nöthig. [...]

So weit mein Schuhknecht, Peter Rust, aus Breslau gebürtig, ein Mensch, den ich auch nach dieser Probe (und ich habe durch lange Bekanntschaft mit ihm noch weit auffallendere) gewis[s] als einen denkenden Kopf aufstellen kann. [...] Kein Geistlicher in meiner Nachbarschaft, dem es selbst an Büchern gebrach, hat meine Bibliothek fleißiger genutzt, als Peter Rust. Was weiter aus ihm geworden ist, weiß ich nicht; denn er hat unsere Gegend verlassen.

38. Joellenbecker Trinksitten: An das  
Konsistorium, 18.4.1789

Von jeher war es hier in Joellenbeck Sitte unter den Einwohnern, den Sonntag mit Besuchung der Wirthshäuser anzufangen, und viele, sehr viele beschließen ihn so. Am Anfange des Gottesdienstes sieht man wenige, oft gar keine Kirchkinder, den *Cantor* mit seinen Schülern ausgenommen; jeder, der sich ein Glas Brannntwein spendiren kann, eilt ins Wirthshaus, und besucht erst nach dem Gesange die Kirche. Der Prediger auf der Canzel darf auf keine Aufmerksamkeit rechnen, wenn jeden Augenblicke neue Haufen aus der Schenke in die Kirche kommen, und die bereits Vorhandenen in ihrer Andacht stöhren. Zwey Männer, die Wirthe und *Provisores* zugleich sind, Eickmeier und Schorregge, sind nebst den Unterbedienten gewöhnlich die letzten, jene, weil sie ihren Gästen bis auf den letzten Mann aufwarten müssen, und diese, weil sie diejenigen Leute, mit denen sie reden mußten oder wollten, nur im Wirthshause zu finden wußten. Sobald der Gottesdienst geendigt ist, geht der Weg wieder ins Wirthshaus zurück, jeder etwas sich dünkende Eingesessene hat nun keine Eile mehr. Das Toben und Schreyen der Betrunknen wächst, bis in die späte Nacht, und fängt gemeiniglich schon 1 Stunde nach geendigtem Gottesdienste an. Aus diesem Misbrauch entstehen unsere meisten Trunkenbolde und schlechten Haushälter, aus diesen Wirthshäusern schreiben sich Feindschaften und Rechtschändel her, und oft mörderische Schlägereyen.

An den hohen Festtagen ist dieser Misbrauch am ärgsten, jeder junge Bauerkerl trägt unmittelbar nach dem nachmittäglichen Gottesdienst seinen ersparten Groschen in die Schänke, wahre Bacchanalien werden da gefeiert, und es fehlt auch nicht an Bacchantinnen, die mit rasen und im Taumel der Sinne ihr Netz auswerfen. Noch an diesem Osterfeste, unmittelbar nach der Nachmittagspredigt, in

welcher ich die Jugend freylich vor diesen Gräueln gewarnt hatte, mußte ich Zeuge des skandalösesten Auftrittes dieser Art seyn, und Todtschlag befürchten. Volkslehrer arbeiten an solchen betäubten Menschen vergebens, (und vergebens arbeiten ist wahrlich traurig und schlägt den Muth nieder;) nur eine wohlthätige Polizey kann uns hier vorarbeiten. Ich wage es also, Ew. Königl[iche] Majestät allerunterthänigst um ein Edict anzuflehen, das die Wirthshäuser vor dem Gottesdienste gänzlich schließt, und nach dem Gottesdienste höchstens nur eine Stunde offen läßt. Jeder Wirth müßte vorzüglich am Sonntage für jeden Betrunknen in seinem Hause schwehr verantwortlich werden, und auf Contraventionsfälle sorgsamst vigilirt werden. Nur von solchen Anstalten und Vorkehrungen läßt sich etwas erwarten, und Prediger, die gern Nutzen stiften wollten und nicht können, werden Ew. Königl[iche] Majestät dafür aus vollem Herzen segnen; segnen werden aber auch Allerhöchst Dieselben die armen Weiber, deren Männer jeden Sonntag spät in der Nacht und viehisch besoffen nach Hause kommen, und dann gewöhnlich das harrende Weib mit Schlägen mishandeln; segnen das aufkeimende Geschlecht, wenn solche sittenlose Beyspiele elender Väter es nicht mehr vergiften, und segnen endlich die Gutherzigen, die dem Bauer borgen, und nachher von ihm betrogen wurden. Ich sahe den Wohlstand so mancher Familie in 21 Jahren in Armuth verwandelt, so manchen Bauer seine Gläubiger betrügen, und sahe die Quelle in der Schenke. Erst war's nur das Mitmachen am Sonntage, dann kam's zur Liebhaberey an Wochentagen, zum Betrinken zu Hause, und der verdorbene Bauer war fertig. Eine Königliche, väterliche Wohlthat wäre es für schwache Menschen, ihnen die Gelegenheit, die Veranlassungen zu ihrem Ruin zu benehmen, und um diese Wohlthat für sonst sehr brauchbare Unterthanen flehet *Respectvoll* und auf das angelegentlichste Ew. Königl[iche] Majestät allerunterthänigster, treu gehorsamster Knecht Schwager.

39. Kinderarbeit: An Superintendent Caspar  
Johann Florens Hoffbauer, 13.4.1790

Ew. Hochwürden ist unser *Locale* bekannt, wie einzeln und zerstreut die Bauerhöfe im Ganzen liegen, und trifft es sich auch hin und wieder, daß einige Bauerhöfe zusammen liegen, und eine sogenannte Dorfschaft oder sogenannte Bauerschaft formiren, (die schon jetzt ihre Privatschulen haben;) so giebt es der zerstreuten Höfe im Ganzen auch mehr, die denn an kleinen Dorfschaften, die zu wenig Nummern zur Subsistenz eines Schulmeisters hatten, gelegt werden mußten. Indessen dürfte doch auch hier noch nicht alles so seyn, wie es seyn sollte, und eine *Local*-Untersuchung nicht überflüssig seyn. [...] Das Innere der Heuerlingsökonomie fordert schlechterdings die möglichste Schonung; die Fruchtbarkeit der Ehen ist groß, und der *Fond* zur Unterhaltung ist das Spinnen. Ich rechne wenig, wenn ich auf jede Ehe im Durchschnitte 8 Kinder rechne, die meisten geben mehr, besonders weil die jungen Leute früh und in der That zu früh heurathen. Gewöhnlich muß also ein armer Kötter auf einmal 3 oft 4 Kinder zur Schule halten, und diese bringen die besten Stunden des Tages in der Schulstube und unterwegs zu. So bald aber ein Kind *confirmiert* ist, verläßt es seine Aeltern, geht zum eigentlichen *Colono*, *Leineweber* p[erge] p[erge] in Dienste, um sich seine Kleidung und seine kleine Aussteuer selbst zu verdienen, und ist als erwerbendes Mitglied für die Familie verlohren. Vater und Mutter sind dem *Colono*, in dessen Nebenhouse sie wohnen, zum Dienste verpflichtet, wann und so oft er's will; die noch nicht *confirmirten* großen Kinder müssen also bey den kleineren zu Hause gelassen werden und durch ihren Fleiß die kleinen Ausgaben erspinnen, da die Aeltern bey ihrem Wirthe auf Rechnung arbeiten. Dies ist freylich vorzüglich nur der Fall in den Sommermonathen. Im Winter spinnen aber die Aeltern[,] um ihre größeren Ausgaben zu bestreiten, den eingekauften



Rocken, das Stroh u.s.w. zu bezahlen. Die kleinern Ausgaben, Lampenöl und einige andre kleine Bedürfnisse aus dem Krämerhause muß der Fleiß der kleineren Kinder decken, und hat irgend ein Unglücksfall die Ordnung zerrüttet; so muß die Arbeit noch stärker angegriffen werden, um die dadurch verursachten Schulden wieder abzustößen. Unmöglich ist es hier strenge auf tägliches Schulgehen zu halten. Herd und Kleidung geht vor, und wer kann den Wohlstand der Familie so genau taxiren, hier Ausnahmen zu machen? Der eigentliche Bauer braucht seine Kinder auch zum Viehhüten, mehrere auch, die kleine Ausgaben zu erspinnen, die er sonst nicht bestreiten könnte, wenigstens in manchen Jahrzeiten nicht, da er gar kein Geld einnimmt. Eben aus dieser Ursache bleiben oft Kinder Monathe lang aus der Schule, und oft schon war ich im Begriffe die Aeltern als saumselig zu belangen, wenn ich entdeckte, daß Noth die Ursache war. Wirklich Saumselige stecken sich hinter diese Beyspiele, und der Arm des Predigers ist entwaf[f]net.

#### 40. Streit um die Nebenschule in Oberjöllbeck: An das Konsistorium, 10.7.1790

Die Eingesessenen der Niederbauerschaft, die überhaupt weit lenksamer und unendlich weniger zänkisch sind, als die Eingesessenen der Oberbauerschaft, *conservirten* ihren Schulmeister, ohne daß je von irgend einer Seite die geringste Beschwerde wäre geführt worden, und ohnerachtet auch sie es in ihrer Willkür behielten, ihre Kinder hin zu schicken, wohin sie wollten. Der Nebenschulmeister in Nieder-Joellenbeck hat seit der Zeit immer von den entferntesten Höfen 50 bis 60 Kinder gehabt, eine proportionirte Anzahl, und dabey bleibt es bis jetzt. [...] Ganz anders verhält es sich mit Ober-Joellenbeck. Nicht aus

Drang, sondern aus blosser *Caprice* unternahmen es vor etwa 10 Jahren die Eingesessenen dieser Bauerschaft, eine Nebenschule zu ertrotzen, um den *Cantor* zu kränken, und auch mir, wie sie glaubten[,] Verdruß zu machen. So bald sahen sie aber nicht, daß mirs lieb war, (und dies durfte ich nicht eher verrathen, bis sie sich selbst verwickelt hatten,) so gereute sie der gethane Schritt, und im Grunde ist es noch immer ihre wahre Absicht, die Schule wieder zu sprengen. Ihrer Freyheit haben wir uns, ich und der *Cantor*, nie widersetzt, nur behielt ich mirs vor, ihnen nicht zu erlauben, zu jeder Zeit und Stunde wechseln, sondern halbjährig, und auch auf den Fall wollte ich die Ursache untersuchen dürfen. Ew. Königl. Majestät Minden-Ravensbergisches *Consistorium* fand es aber nicht für gut, Leuten diese gefährliche Freyheit zu lassen, die sie so höchstwahrscheinlich misbrauchen würden. Auf die Art, wie in Nieder Joellenbeck, konnte ihnen kein Schulmeister gesetzt werden, der anderwärts eine Wohnung gehabt hätte; es war also natürlich, daß sie ihm selbst eine Wohnung erbauen mußten. Um sie auf keine Art zu reitzen, schlug ich den jetzigen Schulmeister Bergmeyer nicht eher vor, bis er ihre Unterschriften hatte, daß sie sich ihn wünschten, und jetzt verdrengten sie ihn so gern wieder, daß schon insgeheim von Packknecht ist gesprochen worden, wozu er wohl brauchbar seyn dürfte. Sollte und müßte ein Zwang eingeführt werden, so müßten solche *Colonnate* an die Nebenschule gebannt werden, die ihr am nächsten und von der Hauptschule am entferntesten liegen, und gerade so viele, als ein Nebenschulmeister am füglichsten übersehen kann, und das ist geschehen.

#### 41. Die Mindensche Provinzial-Examinationskommission: An Friedrich Nicolai, 6.9.1792

Unsere hiesige Provinzial-Examinations-Commission ist nunmehr auch ernannt; sie besteht aus 3 Predigern in Minden, Kottmann [sic] *senior et junior*, und Frederking.<sup>67</sup> Die böse Welt nennt sie bald Pietisten, bald Urlspergerianer;<sup>68</sup> das letzte sind sie freylich. Ich glaube, daß alle 3 ziemlich lesen, folglich sich mit der Zeit schon in das alte Sytem hinein arbeiten können, wenigstens nothdürftig. Der 4te Mindener Prediger Rischmüller ist übergangen worden, ob er gleich ein wirklich gelehrter Theologe ist, der das alte System *historice* und *dogmatice ad unguem* inhat.<sup>69</sup> Dabey ist er kein ganz scharfer Exeget, ein ehrlicher, obgleich behutsamer Mann, und hat oft Besuch von dem Mindenschen Buchbinder Francke, einem Manne, der nach neuestem Style viel gilt, wenigstens sich mit der Correspondenz des Hrn. p. v. Wöllner rühmt, sehr viel weiß, und von vielen Leuten für gefährlich gehalten wird.<sup>70</sup> Ich kann mich seiner Gnade eben nicht rühmen; Rischmüller glaubte es – und doch hat's ihm, wie Sie sehen, nichts geholfen. Um desto mehr kann ich mich trösten, übergangen zu seyn. Kottmeier sen. hat sich das Ding zum Wachsthum seiner Selbstschätzung dienen lassen, und des nächsten Sonntags, nach Erhaltung des allergnädigsten Auftrags, die Aufklärer entsetzlich ausschandiert, und sie energisch Naseweise gescholten. Das Mindensche Publicum soll indessen unverschämt genug seyn, darüber zu lachen, welches ich höchlich disapprobire – *datur enim tertium*.

#### 42. »Wehrkraftzersetzung«

Im Jahr 1790 war ich nicht so glücklich gewesen. Ich hatte einen Feind in der Nähe, der nicht müde ward, mich auf das empfindlichste zu verfolgen, ob ich gleich ihn nie mit Vorsatz beleidigt hatte; freilich mich aber auch wie ein Mann wider seine beständigen Neckereien vertheidigte, und seinem Stolz oft mochte weh gethan haben. Ich hatte in Benekens Jahrbuche für die Menschheit eine Abhandlung über den Selbstmord abdrucken lassen. [...]

Kaum hatte mein Verfolger diese Abhandlung gelesen, als er sie auch dem Könige mit der Anklage zuschickte: »ich habe seine Armee beschimpft, sie als elende Sklaven geschildert, die zum Selbstmorde mit Gewalt gezwungen würden, und gehe mit Aufruhr und Rebellion um.« Freilich habe ich seine Denunciation nicht selbst gelesen, und konnte nur muthmaßen, daß er der namenlose Ankläger sey, wenn er sich nicht selbst verrathen hätte, als er mich ganz wehrlos glaubte. Und wie seine Anklage gewesen, ergiebt sich aus der Kabinettsordre selbst, die ich, Merkwürdigkeits halber, hier doch mittheilen muß: »Mein lieber Etats-Minister von Wöllner! Ich habe in Erfahrung gebracht, daß in dem Jahrbuche für die Menschheit, welches von einem gewissen *Beneken* herausgegeben wird, in der Fortsetzung des 12. Stücks S. 560 u. f. sich eine Abhandlung befindet, welche meine Armee betrifft, und deren Verfasser ein Landprediger, Namens Schwager, im Fürstenthum Minden seyn soll, welcher unverschämt genug ist, den Stand des gemeinen Soldaten als ein unter Misshandlung seufzendes Schlaraffenleben auszusprechen, bei welchem dem gemeinen Mann nichts, als Verzweiflung und Selbstmord übrig bleibe. Ihr werdet selbst leicht ermessen, wie strafbar eine solche aufwiegelnde, der allgemeinen Ordnung der Staatsverfassung äusserst nachtheilige Schreibart von einem jeden Unterthan, und um so viel mehr von einem Prediger sey, der seiner Pflicht so sehr

entgegen handelt. Es ist daher mein ernster Wille, daß Ihr sofort das Nöthige an die Mindensche Regierung verfügt, damit gegen den gedachten Prediger Schwager fiskalisch verfahren, demselben nicht nur eine öffentliche Widerrufung auferlegt, sondern auch über ihn erkannt werde, als ein Aufwiegler und Störer der öffentlichen Ruhe verdient. Ich erwarte Euern genauern Bericht hierüber, und bin Euer wohl affektionirter König. Postdam den 25sten März 1790.« [...] Die Sentenz des Kammergerichts in Berlin absolvirte mich gänzlich; fand, daß ich nichts weiter gesagt, als was die Berlinische Monatsschrift geäußert und bewiesen hatte; tadelte meine Bemerkungen nicht, wo[h]l aber die Lebhaftigkeit des Styls, wofür ich die Kosten tragen mußte, denn der verlierende Denunziant blieb ja hinter der Koullisse.

#### 43. »Volksverhetzung«: An F. Nicolai, 2.11.1792

Ein Anonymer hat mich, in einem wahren Schulmeister Styl, beym Justiz-Ministerio als Verfasser eines Aufsatzes im Schleswigschen Journale, April 1792 denunciirt, er soll von einem vorgebl. Schulmeister seyn.<sup>71</sup> Ich denke, es wird mein alter Denunciant wohl seyn, der hiesige Beamte, Justizrath Sobbe in Schildesche, der auch wegen des Jahrbuchs mein Denunciant war. Diesmal ist er aber nicht auf der rechten Spur. Dieser Mensch heurathete vor einigen 20 Jahren eine [sic] Fräulein v. Selankenice; bis dahin war er blos Sobbe gewesen; nun schrieb er ein *von* dafür, wollte sich an ein Berlinisches Haus gleiches Namens anschließen, ob wir gleich sehr wohl wußten: daß Sobbe und von Sobbe längst nicht einerley sey. Unsere Landes-Collegia versagten ihm den Eparaoten,<sup>72</sup> forderten ihn auf, ihn zu dociren – und er docirte nicht. Er fuhr indessen fort, sich von zu schreiben, und da er mich neckte, wo er

konnte, so konnte ich mich nicht entschließen, seinen prärendirten Adel anzuerkennen. *Hinc illae lacrimae!*<sup>73</sup> Mit Großmuth hab ich den unerträglichen Menschen getragen, und er ward unleidlich; ich fürchte, ich werde ihn noch züchtigen müssen.

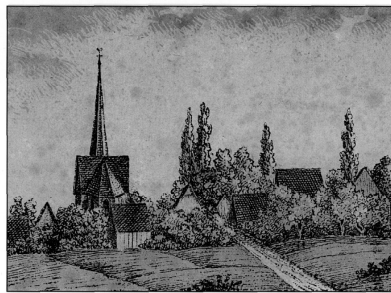
#### 44. »Hofobscurantismus«: weder Orthodoxie, noch Pietismus, aber eine Mystik, wenn es je eine gab

So oft ich ein fremdes Gesicht in der Kirche sehe, kann ich darauf rechnen, daß es einem Spion gehört, der gekommen ist, mich zu belauschen, falsch zu verstehen und mich anzuschwärzen. Ich predige Moral, und berühre die streitigen Lehren nicht, und doch bekomme ich immer Verweise und Drohungen, die man freylich noch nicht wahr zu machen das Herz gehabt hat; allein wie lange wird's noch währen? In der Unverschämtheit gibt es Stufen, man ersteigt die eine nach der andern, und zuletzt brauchen die Leute Gewalt, da niemand da ist, es ihnen zu wehren. Freylich, wenn sie es läsen, was darüber geschrieben wird, aber sie lesen durchaus nichts, unmöglich kann man ihnen also ankommen; kurz, wir sind in diesem Streite wehrlos, werden angegriffen, geschlagen, und mit Hohne zu Grabe geläutet.

#### 45. An Helene Schwager, Jöllenbeck, Ende 1797 oder Anfang 1798

Herr F[rederking]<sup>74</sup> kam kurz vor Mittag, aß mit, was wir hatten, und strich sich dann. Mein Mann ist er gewiß nicht, aber Höflichkeit war ich ihm schuldig, und daß ich ihn höflicher aufnahm, als Du es vielleicht würdest gebilligt

haben, geschah mit Vorbedacht. Jeder will mir platterdings auf die Fährte, und da hab' ich's von den Hasen gelernt, Seitensprünge zu machen, um die Spione von der Spur zu bringen. Uebrigens ist er kein übler Mann, nur nicht sonderlich erzogen.



*Ansichten der alten Jöllenbecker Kirche, Federzeichnung von Paul Heinrich, etwa 1875.*

#### 46. Religion ist die sicherste Grundveste eines Staats

Ohne Sittlichkeit und Tugend kann keine Gesellschaft vernünftiger Wesen bestehn. – Unter Sittlichkeit begreifen wir alles das, was mit unsern freyen Handlungen näher zusammenhängt; und die Fertigkeit[,] diese unsre Handlungen unsrer Natur und Bestimmung gemäß einzurichten, ist Tugend. Worauf beruht denn nun aber die Vollkommenheit und Würde jedes Menschen? Nicht darauf, daß er sich selbst regieren, und seine freyen Handlungen seiner Natur gemäß einrichten gelernt hat? Und worin besteht die Wohlfahrt und das Glück der menschlichen Gesellschaft? Nicht offenbar darin, daß alle Glieder derselben so gegeneinander handeln, wie es unsre Bestimmung erfordert? Daß Thätigkeit und Genuß des menschlichen Lebens dadurch nicht gestört oder aufgehoben, sondern uns gesichert, vermehrt, veredelt werden? Ohne Sittlichkeit, ohne Tugend, ohne Fertigkeit in unsern Pflichten und der Beobachtung jener Gesetze, ist dieß eine klare Unmöglichkeit. Wir sollten in der Gesellschaft glücklich seyn können, und doch eben diese Gesellschaft, durch Beleidigung der Natur, dieß Glück beständig stören dürfen? Wer kann einen solchen Widerspruch vereinigen? Und dennoch, wie können wir außer Gesellschaft leben? Wir sind rings um mit Menschen umgeben, deren Gesellschaft wir nicht entbehren können; und je mehr wir uns von der Einfalt der frühern Zeiten entfernen, desto mehr bedürfen wir Anderer, desto mehr müssen wir, weil alles, wie die Räder einer Uhr, in einander greift, gegenseitige Werkzeuge unsrer Glückseligkeit werden. Wie vieles kann nicht durch einzelne Menschen, sondern muß durch Verbindung Mehrerer oder Vieler geschehn! Und unser eignes Herz sagt uns ja so laut, daß dieß so seyn muß und nicht anders seyn kann. Das, was uns in der Einsamkeit fehlt, und das in uns, was uns unter frohen Menschen froh macht, treibt uns, die Einsamkeit zu fliehn



und die Gesellschaft suchen. Und wenn uns daher die Natur zurief: Mache dich selbst vollkommen! so setzte sie, wenn es uns ja nicht einleuchten sollte, daß es im ersten schon mit liegt, unmittelbar hinzu: Sey auch ein Werkzeug fremder Glückseligkeit! Freylich sind wir der Wohlthaten der Gesellschaft durch alltäglichen Genuß so gewohnt, daß wir oft kaum merken, was wir ihr zu danken haben: aber wie leicht können wir, durch Beraubung der gesellschaftlichen Vortheile, zur Aufmerksamkeit zurückgeführt werden! Wie leicht können wir zum Gefühl des Schadens gebracht werden, den Menschen von Menschen leiden, so bald sie von den Grundsätzen der Weisheit und Gerechtigkeit, der Mäßigung, des Wohlwollens, mit einem Wort, von den Grundsätzen der Tugend und Sittsamkeit abweichen!

Es muß uns daher sehr viel daran gelegen seyn, wenn auf Tugend und Sittlichkeit das ganze Wohl unsrer gesellschaftlichen Verbindung beruht, und ohne sie der ganze Zweck derselben zerstöhrt wird, alle Tugend und Sittlichkeit auf einen so sichern Grund zu bauen, daß dadurch zugleich das Gebäude der öffentlichen Glückseligkeit seine vollkommne Vestigkeit und Dauer erhält. Und welches kann dieser sichre Grund seyn? Religion ist der einzige veste und sichre Grund aller Tugend und Sittlichkeit! Ein Satz, den schwerlich jemand in Zweifel ziehen wird, der auf der einen Seite richtige Begriffe von dem hat, was Religion ist; und auf der andern nicht etwa Lieblingsneigungen hat, die ihm diese Begriffe widrig machen, oder zu roh geblieben ist, um etwas von der Würde und den höhern Bedürfnissen der menschlichen Natur begreifen zu können. Es ist nicht zu leugnen, daß die Lehrer der Religion selbst sehr oft, durch Verdunklung der richtigen Begriffe, an der Verachtung, und folglich auch an der Unwirksamkeit der Religion, Schuld gewesen sind. Wenn sie Begriffe von Gott ausbreiteten, die nicht auf Wahrheit und Wohl der menschlichen Gesellschaft, sondern auf ihre eigne Macht, ihren

Stolz, ihren Eigennutz, ihre Bequemlichkeit, die Behauptung ihres einmaligen Systems, ohne weitere Untersuchung und Prüfung gestatten zu wollen, berechnet waren: so bekam die Religion Feinde, durch Schuld derer, die sich ihre Diener nannten. Von solchen Begriffen ist hier nicht die Rede: sondern von den einfachen und klaren Begriffen der Religion, die sie jedem vernünftigen Wesen liebenswürdig und wünschenswerth machen müssen. Denn was ist sie? Nichts anders, als Erkenntniß Gottes, das ist des weisesten und gütigsten Wesens, Erkenntniß seiner Vollkommenheiten und seiner Vorsehung; sie ist Erkenntniß unserer selbst, unserer Anlagen und unserer Bestimmung; sie ist Unterscheidung des Bösen und Guten, das ist des Nützlichen und Schädlichen, und der Folge von beyden für einen unsterblichen Geist! Sie enthält also die Hauptgegenstände, worüber ein vernünftiges Wesen belehrt und aufgeklärt zu werden wünscht; aber auch zugleich die nothwendigen Bestimmungsgründe unsers Thuns und Lassens, wenn wir unsers Menschnamens würdig, und als solche nicht nur achtungs- und liebenswürdig, sondern auch zufrieden und glücklich seyn wollen! Sie enthält den Grund der Pflichten, die das menschliche Leben verbinden, die seiner Thätigkeit die rechte Richtung geben, die seinen Genuß versüßen und verdedeln, ja ohne die vielleicht kein Menschenleben zu seiner höhern Bestimmung reifen würde! Der Vater, der sich seinen Kindern, die liebevolle Mutter, die sich ihrem Zögling, der Mann, der sich seinem Amt, der Krieger, der sich seinem Vaterland aufopfert: wodurch werden sie am stärksten zur gewissenhaften Erfüllung ihrer Pflichten aufgemuntert? Gewiß durch Religion, die uns auf die höchsten und allgemeinsten Wahrheiten zurückführt, unter die unser ganzes Denken und Handeln ohne Ausnahme untergeordnet werden kann! Denn Gründe, die auf Eigennutz beruhen, fallen weg, so bald unser Vortheil wegfällt; die auf Vergnügen beruhen, so bald Beschwerden und Widrigkeiten eintreten; die auf Ehre

beruhen, so bald wir bloß unsrer Pflicht willen handeln sollen, und dabey vielleicht verkannt und angefeindet zu werden fürchten müssen: aber Religion wirkt an allen Orten, zu allen Zeiten, unter allen Umständen. Die Bewegungsgründe, die sie uns an die Hand giebt, gelten unter Freuden und Leiden, in Armuth und Reichthum, in Republik und Monarchie, in der tiefsten Einsamkeit und auf dem größten Schauplatz, der Welt, im Leiden und im Tode!

Und hierzu wird gewiß jeder, der sie kennt, mit der innigsten Ueberzeugung hinzusetzen: daß die christliche Religion dieß alles vollkommner, als jede andre, leistet. Denn welche Religion gibt uns bessere und würdigere Begriffe von Gott? Welche bald kleinliche, bald verhaßte, bald schreckliche, bald abentheuerliche Begriffe, die in den Religionen und Theologien, oder vielmehr Mythologien, fast aller nicht christlichen Völker vorkommen! Welche Reihen von Aberglauben und Unwissenheit finden wir in dieser Rücksicht unter dem sonst so ausgebildeten Volk der Athener, das sogar »dem unbekannten Gott« Altäre errichtete! Und welchen Einfluß mußte dieß nothwendig auf ihre Gesinnungen gegen das höchste Wesen, auf ihr Vertrauen, ihre Dankbarkeit, ihre Liebe gegen dasselbe, welchen Einfluß auf ihre ganze Moralität und Tugend haben! Der ausschweifende Jupiter, die stolze Juno, der blutgierige Mars des Griechen und Römers, sind wo[h]l so wenig gemacht, Ehrfurcht des Herzens zu erwecken und tugendhafte Menschen zu bilden, als der Brama oder Wistnud des Indiers mit ihren abentheuerlichen Gestalten und der eben so abentheuerlichen Geschichte ihrer Verwandlung! Denn was liegt in dem allen, um Weisheit und Tugend daraus zu lernen? Man muß alles so lange drehn und wenden, bis etwas Nützliches herauskommt, daß man sieht, es liegt nicht darin, sondern in dem Kopf des Erklärers; oder wenn wir dieß Gute sonst anderwärts unter eben diesen Völkern finden; so hängt es wenigstens so gar

nicht mit ihren Begriffen von Gott zusammen, daß ihre Religion und Moral allerdings himmelweit von einander verschieden sind. Man kann hier freylich sagen, daß der christliche Lehrer, der dem Unendlichen erst menschliche Leidenschaften und Unvollkommenheiten zuschreibt, und hernach von seiner uneingeschränkten Vollkommenheit redet, und, Gott ähnlich zu werden, für das höchste Ziel des Bestrebens eines vernünftigen Wesens erklärt, in eben denselben Widerspruch falle; aber wir haben schon vorher bemerkt, daß wir hier nicht von Fehlern der Menschen, sondern von der Vollkommenheit der Sache an sich reden. Und der Gott, den uns die Religion Jesu kennen lehrt, ist ganz unsrer Ehrfurcht, unsers Vertrauens, unsrer Liebe, unsrer Dankbarkeit würdig, ganz und ohne Ausnahme in seinen moralischen Vollkommenheiten das Ideal unserer Nachahmung! Eine Religion nun aber, die uns Gott als den Einen über alles Mächtigen und Gütigen und Weisen, als den Vater der Menschen kennen lehrt, als den, von dessen Vorsehung alles abhängt, der Gutes ohne Unterschied der Person belohnt, und Böses bestraft, vor dessen Augen unser gegenwärtiges und künftiges Leben die natürlich an einander schließenden Theile eines weislich geordneten Ganzen sind: Eine solche Religion giebt uns Bewegungsgründe für unsre Handlungen, die auf unerschütterlichen Grundvesten beruhen, und in allen Lagen die Probe aushalten! Eben so, welche Religion giebt uns beßre und würdigere Begriffe von uns selbst, unsern Kräften und Anlagen, von unsrer gegenwärtigen und zukünftigen Bestimmung, von unsern Vollkommenheiten und Unvollkommenheiten, von unsern Rechten und Pflichten, von unsern Leiden und Freuden, von unsrer Beruhigung und Hof[f]nung? Welche giebt uns vollkommnere Anweisung, was jeder Mensch für sich werden kann und soll, und was er der Gesellschaft in jeder Lage, in die ihn die Vorsehung versetzt hat, seyn und werden muß? Welche Religion hat in allen diesen Rücksichten, bessere Grundsätze, als folgende:

Gott in Geist und in der Wahrheit anzubeten; alles zu prüfen, und das Beste zu behalten; seinen Leib als einen Tempel des Höchsten und seine Seele als ein so hohes Gut zu schätzen, dessen Verlust mit dem Gewinn der ganzen Welt nicht ersetzt werden könne? Welche Religion giebt uns bessere Grundsätze für alle Verhältnisse des geselligen Lebens? Sie will, daß wir uns alle insgemein als Brüder lieben sollen. Sie will, daß Kinder die Eltern ehren, Eltern die Kinder nicht zum Zorn reizen, sondern mit Zucht und Vermahnung zum Herrn erziehn sollen; sie will, daß jedermann unterthan sey der Obrigkeit, die Gewalt über ihn hat, aber daß die Obrigkeit selbst sich nur für eine Dienerin Gottes erkenne; Der Herr soll erkennen, daß auch er einen Herrn über sich im Himmel hat, aber der Knecht ihm dennoch nicht mit Dienst allein vor Augen, als den Menschen zu gefallen, sondern als ob er Gottes Willen dadurch erfülle, dienen; der Lehrer der Religion soll nicht herrschen wollen über unsern Glauben, sondern Gehülfe unserer Freude seyn, und der Zuhörer soll den Werth des guten Lehrers zu schätzen wissen; der Krieger soll Niemand Gewalt und Unrecht thun, und sich begnügen lassen an seinem Solde: und kurz und mit einem Wort, welcher Stand, welches Verhältniß, welcher Vorfall des menschlichen Lebens findet hier nicht die wahrsten Grundsätze, und oft in wenig Worten den schärfsten Umriss seiner Rechte und Pflichten?

Welche Religion endlich führt alles, was Menschen, so wie dem Urheber ihres Daseyns, so sich selbst untereinander schuldig sind, auf ein einfacheres, anwendbareres, gefälligeres Principium zurück, als sie, die zum Grund unsrer Gottesverehrung den Satz: Gott über alles – und zum ganzen Grund unsers Gesellschaftssystems die goldne Regel macht: Unsern Nächsten als uns selbst zu lieben!

Und diese Religion, – das letzte Resultat, was aus der vorigen Betrachtung folgt, – wenn sie richtig verstanden und diesem Verstande gemäß befolgt wird, ist unstreitig das

schönste Band der menschlichen Gesellschaft und die sicherste Grundveste eines Staats! Gerechtigkeit auf Menschenwerth gebaut, ist ihr das Fundament aller menschlichen und bürgerlichen Pflichten; und Niemand kann sie daher kennen und lieben, ohne dadurch ein guter Mensch und guter Bürger zu werden. Ihr Gesetz verpflichtet sowohl den Gewaltigsten der Erde durch die Autorität eines höhern Gesetzgebers, als es mit väterlicher Sorge auch den Niedrigsten im Volk umfaßt, und ihm Begriffe und Bewegungsgründe zuführt, die für seine Fassungskraft sind, und ihn zufrieden und glücklich machen. Ein Staat, der aus lauter wahren und aufgeklärten Verehrern dieser Religion bestände, würde lauter gerechte, menschenfreundliche, wohlthätige, mäßige, ordnungsliebende Bürger haben, die, jeder für sich, und jeder durch alle andern, glücklich wären. Jeder würde wetteifern, an der Stelle, wohin ihn die Vorsehung geführt hat, das zu seyn, was er an dieser Stelle seyn soll; der Höchste würde seine Pflichten kennen, und sich darum auf diese Höhe gestellt glauben, um in desto weitem Kreise wohlzuthun, und die Rechte und Sicherheit aller Uebrigen zu schützen; und der Niedrigste, bey allem Gefühl, daß er so gut Mensch ist, als die Gewaltigsten der Erde, würde die leichtern Pflichten seines kleinern Wirkungskreises mit desto mehr Freuden erfüllen! Kurz, und um es noch einmal zu wiederholen, alle würden sich beeifern, gute Menschen und gute Bürger zu seyn; und – können wir uns den Staat anders, als einen sichern, wohlbevestigten und glücklichen Staat denken, der lauter gute Menschen und gute Bürger hat? Ja, selbst, wenn jene gefährvollen Zeitpunkte eintreten, mit welchen kein Volk fo[r]dern kann immer verschont zu bleiben, wo Sicherheit und Eigenthum mit Aufopferung der Ruhe, mit Aufopferung der Gesundheit und des Lebens erkaufte werden muß: wer wird mit größerm Muth dem Tod selbst entgegen gehen, als der, der nach diesem Leben ein zweytes Leben glaubt, und die Belohnung seiner Tugend mit vester Hof[f]nung entgegen sieht.

47. An Friedrich Nicolai, 7.9.1793

Ich habe nur 62 Predigten. [...] Indessen könnte ich Ihnen noch eine nachliefern, und zwar über 1 Petr.1,18.19., den diesjährigen Visitationstext, denn auch ich werde dies Jahr noch visitirt, und mögte durch den Druck meinen Herren *Censoren* die Arbeit gern erleichtern, oder ihnen die Mühe ganz abnehmen und sie dem Publicum in die Hände spielen.

48. An Friedrich Nicolai, 22.2.1794

Ich habe, um mir den Rücken frey zu machen, meine am 3ten Nov. p[raecedentis] gehaltene *Visitationspredigt* drucken lassen, man findet sie entsetzlich heterodox – ob das hilft oder schadet, muß die Zeit lehren.

49. Visitationspredigt am 23sten Sonntage nach Trinitatis 1793

Seiner Excellenz, dem Königl. Preuß. wirklichen Staats- und Justiz-Minister, Chef des geistlichen Departements u.s.w. Johann Christoph von Wöllner unterthänigst zugeeignet von dem Verfasser.

Hochwohlgebohrner Herr Staatsminister! Mein gnädiger Chef und Gönner!

Ew. Excellenz geruheten unter dem 17ten April 1790 mir über meine eingesandte Predigt zur Beförderung der Pocken-Inoculation die unbezweifelte Zufriedenheit zu äußern, und mich aufzumuntern, so fortzufahren.

Dies hat mich sehr gestärkt, der ich so oft Stärkung bedurfte, immer mehr und mehr meinen Zuhörern die

Religion Jesu so practisch vorzutragen, daß sie auch auf ihre zeitliche Wohlfahrt Einfluß gewinnen möchte. Schwer ist dies bey den einmahl so allgemein angenommenen Vorurtheilen des Volks: als sey die Religion Jesu im Grunde nur ein Gegenstand der theologischen Speculation, die den gemeinen Mann nur sehr wenig angehe, und zu diesem Wahne mag mancher Prediger nicht wenig beytragen, der seinen Zuhörern Sachen vorträgt, die er selbst nicht versteht, und noch weniger verständlich vorzutragen vermag, wodurch dann der so genannte Laie immer mehr vom wahren Christenthume entfremdet wird.

Die Bedürfnisse unserer Zeitgenossen sind andere, als die Bedürfnisse der Zeitgenossen Jesu und seiner Apostel waren, in so weit sie bürgerliche und politische Bedürfnisse waren; ich habe mich also immer bestrebt, meine Religionsvorträge so einzurichten, daß sie zugleich bürgerliche Wohlfahrt beförderten. Ich fand immer, daß ich Jesum und seine Apostel in dieser Hinsicht zu Vorgängern gehabt hatte, deren Reden und Schriften ich nicht bloß las, sondern studirte, und ich arbeitete, Gott sey Lob! nicht ganz vergebens. Unsere bedenklichen Zeitläufe rechtfertigen mich noch immer; dadurch, daß ich von Christen That und Leben forderte, erzog ich zugleich gute Staatsbürger, glücklichere Menschen, und in dieser Rücksicht besonders glaube ich meiner Obrigkeit verantwortlich zu seyn.

Auch diese Predigt trägt, so weit mir's die Umstände erlaubten, das Gepräge des Practischen an sich, ohne daß ich mich weiter auf das eigentlich Theologische eingelassen hätte, als mir's der Apostel selbst, und die Faßbarkeit meiner Gemeinde, erlaubten.

Der Beyfall meines gnädigen Chefs würde den Beyfall meines Gewissens noch sehr verstärken, und ich wage es, mich Ew. Excellenz fernerer Gnade und Schutze unterthänigst zu empfehlen, der ich gehorsamst beharre Ew. Excellenz unterthänig Gehorsamer J. M. Schwager.



Text: 1. Petri 1, 18.19.

Und wisset, daß ihr nicht mit vergänglichem Silber oder Golde erlöset seyd von eurem eiteln Wandel nach väterlicher Weise; sondern mit dem theuren Blute Christi, als eines unschuldigen und unbefleckten Lammes.

Hauptinhalt.

Die Erlösung Jesu nach dem Sinne des Apostels Petri in unserm Texte.

I. Was sie sey;

II. Wovon Jesus, nach dem Sinne Petri, die Gläubigen im Ponto etc. erlöset habe.

Um eine Schriftstelle richtig zu verstehen, meine Zuhörer, muß man auf den Zusammenhang sehen, und nach diesem zu erforschen trachten: was der Schreiber denn wohl eigentlich haben, oder sagen wollte. Nimmt man eine Stelle aus dem Zusammenhange heraus, die nicht etwa ein Sprichwort, ein für sich allein verständlicher Satz ist; so steht man in Gefahr, sie eben so falsch zu verstehen, und die Meinung eben so unrichtig zu deuten, als es manchen Horchern im gemeinen Leben geht, die nur etwas, aber nicht alles gehört haben, dieses Etwas aber entweder mit Vorsatz falsch verstehen, oder aus Unverstand, Argwohn oder flüchtigem Leichtsinne. Kein Buch hat das Schicksal, so oft falsch verstanden zu werden, als die heil. Schrift, weil keines mit so vielen vorgefaßten Meinungen in die Hand genommen wird, und jeder sucht, – nicht die Wahrheit, – sondern Beweise für seinen Glauben in der Bibel, den er erst annahm, ohne ihre Erlaubniß zu haben, und dann ihren Beyfall zu finden glaubt, wo Andere weit etwas anderes lesen, als sein Vorurtheil lieset. Daher entstanden die unzählbaren Secten, die alle ihren Glauben in Gottes Wort gegründet zu seyn wähnten, und irren mußten, weil sie die Wahrheit mehr in einem Worte, oder in einer Redensart fanden, die entweder die Uebersetzer, oder sie selbst unrecht verstanden.

Und was hielt sie in ihren Irrthume, (wenn's einer war,)

fest? Doch wohl der Dünkel, allein recht sehen zu können. Und woher entstand dieser Dünkel? Doch wohl aus Unwissenheit, Mangel an richtigen und genugsamen Vorkenntnissen, und oft aus einer unglücklichen Verstimtheit der Seele, die unter dem Nahmen der Schwärmerey bekannt, und in den meisten Fällen eine unheilbare Krankheit ist. Kein Mensch hält sich für überzeugter als der Schwärmer, und kein Mensch ist auch stolzer, sich überhebender, anmaßender, herrsch- und verfolgungssüchtiger, als eben er. Was sie reden, das muß vom Himmel herab geredet seyn; was sie sagen, das muß gelten auf Erden, Ps. 73,9.

Wir wollen diesen Fehler zu vermeiden trachten, Freunde, um unsern Text nicht außer, sondern im Zusammenhange zu erklären suchen, und dann sind wir am wenigsten in Gefahr, unsern Apostel falsch zu verstehen.

Er schrieb diesen Brief, nach Kap. 1,1, an zerstreute Christen im Pontus, in Galatien, Cappadocien, (Klein-) Asien und Bithynien. Aus dem Zusammenhange, wenn wir den ganzen Brief mit Aufmerksamkeit vom Anfange bis zum Ende gelesen haben, sieht man, daß diese Christen vorher zum Theile Juden, zum Theile Heiden gewesen waren, der größte Theil lebte noch immer unter den Heiden zerstreute, und der Apostel dringt auch aus dem Grunde bey seinen neuen Christen auf einen gewissenhaften tugendhaften Wandel, damit die Heiden sich nicht an ihnen ärgern, und ihr sündliches Leben dem Christenthume selbst zur Last legen möchten. Kap. 2,11.12, Kap. 3,1.2.16.

Petrus scheint auch, nach Kap. 5,12, die Absicht zu haben, seinen Neubekehrten das Wesentliche des wahren Christenthums bekannt zu machen, nicht als wenn sie es nicht schon gewußt hätten, sondern, wie es scheint, weil sie glaubten: die Lehre des einen Apostels sey von der Lehre des andern verschieden, und in dieser Voraussetzung nicht mit sich einig werden konnten, ob Petrus, der den Herrn

selbst gekannt und gehört hatte, nicht etwa anders lehre, als Paulus, der Jesu unmittelbarer Schüler nie gewesen war. Daß sich die Neubekehrten schon früh in Secten theilten, und über den Vorzug, den sie dem einen Apostel vor dem andern gaben, sich stritten, und Jesum als die Hauptsache darüber vergaßen, beklagt ja schon der Apostel Paulus, 1. Kor. 1, 12.13. So war der Mensch immer; durch Parteilichkeit und Secten-Haß erstarb Selbstkenntniß und Duldungsgeneigtheit, und das Beste im Gesetze blieb zurück.

Weiter beabsichtigte Petrus, die Neubekehrten, die unter so manchen Drangsalen und Verfolgungen so unaussprechlich litten, zu trösten, zu ermuntern und zu stärken, und gewiß verfehlte er seines Zweckes nicht; hoher Muth mußte ihre Herzen erheben, wenn sie diesen Hirtenbrief lasen, oder lesen hörten, und empfänglich waren, seinen Inhalt ganz zu fassen und zu empfinden. Thaten sie nach seinen Vermahnungen, verantworteten sie sich gegen ihre Verleumder und Verfolger; war ihr Herz rein und ihr Gewissen unbefleckt: – wer konnte ihnen da noch schaden? Brüderliche Eintracht empfahl ihnen der Apostel dringend, Kap. 1,12; vielleicht hatten sie schon durch Sectirerey gelitten, und um desto nothwendiger war Petri Zuruf. Sie sollten alles wirklich Anstößige meiden, mit einem Worte, tugendhaft leben und gute Staatsbürger seyn. »Stellet euch nicht gleich wie vorhin, da ihr in Unwissenheit nach den Lüsten lebtet; sondern nach dem, der euch berufen hat, und heilig ist, seyd auch ihr heilig in allem euern Wandel,« Kap. 1,15.16.

Menschen, die dieses kräftigen und wiederholten Zurufs bedurften, mußten eben das tadelloseste Leben noch nicht führen, oder doch vor dem Zeitpuncte einer bessern Einsicht nicht geführt haben, und das Letztere war wohl der ausgemachteste Fall.

In so weit sie Juden gewesen waren, hatten sie sehr verkehrte Begriffe von dem Halten der Gebote Gottes, dieser

Gebote der Liebe: wenn sie nur die Last der Gebräuche geduldig vor ihren Treibern hertrugen, die diese immer noch vermehrten, ohne sie selbst mit einem Finger zu regen, Matth. 23,4; so waren sie mit ihrem Gewissen fertig. »Moses hat gesagt: Du sollst deinen Vater und deine Mutter ehren; und wer Vater und Mutter flucht, der soll des Todes sterben. Ihr aber lehrt: wenn einer spricht zum Vater oder Mutter: Corban, das ist, wenn ichs opfere, so ist dies viel nützer; der thut wohl. Und so laßt ihr hinfort ihn nichts thun, seinem Vater, oder Mutter; und hebet auf Gottes Wort durch eure Aufsätze, die ihr aufgesetzt habt, und desgleichen thut ihr viel.« Marc. 7,10-13. Wenn Priester und Levit früh genug nach Jerusalem und zum Opfer kamen, so möchte immer der unter die Mörder Gefallene hülflos liegen, sich verbluten und über ihre grausame Kälte zum Vater der Barmherzigkeit schreien; was gieng es sie an? »Wenn ichs nur opfere, mochten sie denken, was kümmert uns dann dein Elend, dein Gewinsel?«

Die Religion der Heiden war zu schwankend, und die erfabelten Wesen, die sie Gottheiten nannten, waren zu voll von Widersprüchen, als daß sie zu einem tugendhaften Leben hätten Beweggründe geben können. Sie thaten das Gegentheil, das Laster hatte seine Tempel und Altäre, Befriedigung sinnlicher Lüste war Gottesdienst nach ihrem Wahne; – wie konnte das mißgeleitete verführte Volk, voll aufgeregter Sinnlichkeit, und das vollends in einem warmen, fruchtbaren, verweichlichenden Lande, anders? Beyde also, Juden und Heiden, hatten zu viel Anlaß von Seiten ihrer Leidenschaften, und wurden zu sehr irre geleitet durch ihre so genannten Religionslehrer, als daß ihr Verstand, ihre Vernunft diese Nebel hätte zerstreuen können. Beyde fanden in ihrer Opferlehre nur einen zu gebahnten, leicht zu gehenden Weg, wenn das Gewissen seine Rechte einmahl behauptete, besonders die Reichen unter ihnen, als daß sie das Gewissen nicht leicht wieder zum Schweigen

hätten bringen können.

Mit einem Worte, Unwissenheit und Aberglaube waren die Tyrannen, die sich in das arme, verlassene, gemißhandelte Menschengeschlecht theilten; Finsterniß deckte das Erdreich und Dunkel die Völker. Jesaja 60,2. Diese Slavery war und blieb um desto allgemeiner, da das Volk seine Ketten nicht weiter fühlte, und Slaven-Sinn ein allgemeines Nichtgefühl mit nur sehr wenigen Ausnahmen verbreitet hatte. Die über das Volk, über Leib und Seele herrschten, und ihren Vortheil dabey fanden, ihre Herrschaft immer fester zu gründen, fanden an der Unwissenheit eine Bundesgenossin, und am Aberglauben zuverlässigen Beystand; – und sie sollten es einem gewöhnlichen Menschen, der sich nur durch stärkere Vernunft von seinen schlummernden Brüdern unterschied, erlaubt, verziehen haben, den Blinden den Stab zu stechen, und den Nebel von den Augen des Volkes zu verjagen?

Jesus, der Sohn und Gesandte Gottes, kam, und mit ihm starke Wahrheit, für welche die so mächtigen Geistes-Tyrannen nun fortan das schlummernde Gefühl nicht weiter schlafend erhalten konnten. Wenn man einen unwissenden, abergläubigen Menschen recht in der Nähe sein Wesen treiben sieht; so wird man versucht, jeden Ueberrest des göttlichen Ebenbildes in ihm für völlig erloschen zu halten; wenig bleibt in unsern Augen mehr von ihm übrig, als die Gestalt von einem Menschen. Und doch schlummert, uns unsichtbar, in diesem entmenschten scheinenden Tragen eine Kraft, der er sich selbst nicht bewußt ist, eine Kraft, die durch gelindes Anrühren nicht geweckt wird. Aber laßt die Wahrheit ihm erst kräftig und mächtig in's Ohr donnern; o! Freunde, dann entwickelt sich in diesem Verabsäumten etwas, dessen Daseyn er selbst nicht ahnete; dann ermannt sich der an Händen und Füßen Gefesselte, und zerreißt, wie Simson, seine Seile wie eine flächserne Schnur, B. d. Richt. 16,9, und aus dem Slaven wird ein Held. Wie kräftig hatte nicht das

Papstthum einst alle Geisteskräfte des Menschen gefesselt; und wer so zusahe, konnte der wohl erwarten, daß die Wahrheit diesen Slaven-Haufen auf Ein Mahl wieder so stärken könne und würde, seine Fesseln zu zerbrechen und sich frey zu machen? Und doch geschah, was man sich zu hoffen, zu erwarten nicht erlaubte; die Wahrheit war's, die den Menschen frey machte.

Laßt uns nun das Bild festhalten, Freunde, das Petrus in unserm Text gebraucht, der nach dem Geschmacke seiner Nation und seines Zeitalters sich gleichfalls der Bildersprache bedient. Dieses Bild war von Slaven hergenommen, die für Geld wieder frey, los gekauft werden konnten, und wer es that, erlösete sie, ward in Absicht ihrer bisherigen leiblichen Gefangenschaft ihr Erlöser. Freylich hat dieses Bild etwas unangenehmes, etwas zurück stoßendes an sich; unser natürliches Gefühl empört sich bey dem Gedanken, daß ein Mensch sich anmaßt, seine Brüder wie Lastthiere kaufen, mißbrauchen und wiederverkaufen zu können, und je mehr einen dieses Gefühl empört, um desto mehr ist er Mensch, und verdient diesen Namen. Ist aber der Gedanke an eine geistliche Slavery weniger empörend? So wenig der Schöpfer den einen Menschen berechnete, unumschränkt über die leiblichen Kräfte und die leibliche Freyheit seiner Brüder zu gebiethen, die so gewiß eines jeden Menschen natürliches Eigenthum sind, so lange er sie nicht freywillig andern überläßt; eben so wenig machte er uns zu berechtigten Tyrannen über die Geisteskräfte unsrer Brüder: und ein Mensch, der noch Gefühl für Geistesfreyheit hat, für ein Gut also, das er keinem Menschen, sondern Gott, seinem Schöpfer, allein zu verdanken hat, für ein mit Bedingung übertragenes Gut, es nicht zu veräußern, der wird Geistes-Slavery noch drückender finden, als leibliche, wenn der Wahrheitssinn erst bey ihm erwacht ist.

Dies Letztere, war der Fall bey den Heiden und besonders bey den Juden. Die herrschende, pharisäische Secte, dieses

Heuchlervolk, herrschte mit einem eisernen Scepter über die Gemüther, und verfolgte jeden mit dem Banne, (der in der Hand eines unverständigen, herrschsüchtigen Eiferers zum Büttelschwerte der Tyranney wird,) der nicht wollte, was er wollte. Jesus hatte doch weiter nichts gethan, als den Auftrag Gottes, seines himmlischen Vaters und Senders, redlich ausgerichtet, und die Wahrheit gezeugt. – »Ich bin dazu geboren und in die Welt gekommen, daß ich die Wahrheit zeugen soll.« Joh. 18,37. Und wer erfüllte die Absicht seiner Sendung redlicher, als er? Aber das war auch in den Augen der damahligen Geistes-Tyrannen eben sein größtes Verbrechen, das nur mit Blut gebüßt werden konnte; sie wähten sich im alleinigen Besitze des Rechts, nur das für Wahrheit gelten zu lassen, was sie gestampelt hatten, und die wirkliche Wahrheit war nun Contrebande geworden. Vor einer mächtigen Parthey, die die Wahrheit mit Feuer und Schwert verfolgt, ihr doch noch treu zu bleiben, ihre Rechte mit Unerschrockenheit zu vertheidigen, und sein Leben in diesem Kampfe für nichts zu achten, ist ein Muth, der ansteckt, und sich selbst sonst Verzagten mittheilt, auch ihrer Seits die Fesseln abzustreifen, und sich von einer schändlichen Slaverrey los zu machen; und diesen Muth theilte Jesus, und die Wahrheit, die er predigte, einem so großen Theile seiner Zeitgenossen und der Zeitgenossen kommender Geschlechter mit, daß auch sie frey wurden. Merkwürdig muß uns nun, und in dieser Hinsicht, die Unterredung Jesu mit seinen Jüngern werden: »So ihr bleiben werdet an meiner Rede, so seyd ihr meine rechten Jünger, und werdet die Wahrheit erkennen, und die Wahrheit wird euch frey machen. Da antworteten sie ihm: Wir sind Abrahams Samen, sind nie kein Mal jemandes Knecht gewesen; wie sprichst du denn: ihr sollt frey werden? Jesus antwortete ihnen, und sprach: Wahrlich, wahrlich! ich sage euch: wer Sünde thut, der ist der Sünde Knecht.« Joh. 8,31-34. – Ebr. 2,15 wird von Jesus gesagt: »Und erlösete die, so durch Fesseln des Todes im ganzen

Leben Knechte seyn mußten.« Denken wir hier abermals an den slavischen Gottesdienst der Juden zurück, den die so häufig hinzu gekommenen Menschengesetzungen noch um desto mehr zu einem unerträglichen Frohndienste machten; denken wir daran zurück, daß auf so manche Uebertretung der Gesetze, der Gebräuche Todesstrafe gesetzt war, – und daß der Tod Jesu, oder seine mit dem unschuldigsten Tode besiegelte Lehre diesen Frohngottesdienst aufhob: so werden wir auch diese Stelle verstehen, und uns einen neuen Weg zum Verstehen unsers Textes gebahnt haben.

Doch, der ist ja schon an sich verständlich genug, wenn wir und bey dieser Stelle eben so wenig durch die Bildersprache, deren der Apostel sich bedienen mußte, um damals verständlich zu seyn, stören lassen, als bey Kap. 2,4-6, wo Christus und die Christen, an welche Petri Pastoral-Schreiben gerichtet war, Steine genannt werden. Petrus will also sagen: »Jesu habt ihr's zu danken, daß ihr nun von der Geistes-Sclaverey frey seyd, und mit ihr, von dem alten unfruchtbaren Wandel, der eine Folge derselben war.« Das Blut Christi wird in dieser Stelle für sein ganzes Erlösungswerk genommen, wozu vorzüglich sein Lehramt gehörte, in welchem er der Wahrheit so wenig etwas vergab, daß er von Seiten seiner und der Wahrheit Feinde kein anderer Erfolg möglich war. Wollten wir überall, nur nicht hier, die Bildersprache für das, was sie ist, gelten lassen; so müßten wir Jesu geradezu widersprechen, der von dem Zwecke seiner Sendung sagt, er sey der: die Wahrheit zu zeugen. Könnte sein Blut, als das Blut eines Menschen, (Ebr. 2,14,) allein die Kraft haben, die Menschen zu entsündigen, und die in geistlicher Sclaverey Gefangenen zu befreien, wer hätte beydes mehr werden müssen, als die Kriegsknechte, die Henkersstelle bey seiner Geißelung und Hinrichtung vertraten? bedürfte es denn noch eines Thuns des Willens Gottes? Nein! Könnten *wir*, die wir das (physische) Blut Jesu nicht mehr haben, uns



dann noch irgend einer Erlösung getröstet? Auch: nein! denn die Protestanten glauben an keine *Verwandlung* noch Umwandlung im Abendmahle weiter, seitdem sie von derjenigen Kirche ausgegangen sind, die diese handgreiflichen Widersprüche nur allein verdauen kann.

Petrus nennt Jesum ein unschuldiges, unbeflecktes Lamm. Abermals Bildersprache für Juden, mit Hinweisung auf das Osterlamm. 2. Mos. 15,5. Wer litt je einen unverdientern, gewaltsamern Tod, als Jesus? Und daß dies Bildersprache sey, springt doch wohl in die Augen; denn unser Erlöser war doch kein eigentliches Lamm, ward auch nicht auf Gottes Vorschrift, und durch einen Priester geopfert, wenn man nicht etwa das dafür annehmen will, daß es intolerante Priester waren, die seinen Mord veranlaßten und verursachten.

In einem freylich weit eingeschräncktern Sinne könnte sich also jeder einen Erlöser nennen, der ganze Völkerschaften aus der Unwissenheit befreiete, oder das Joch des Aberglaubens von ihren Schultern nahm. Nehmt ein Volk, das jeden Kometen für einen Unglücksbothen, jeden Strahl des Mondes, der sich durch die Zweige der Bäume zur Erde schleicht, für einen Geist, und jedes Geräusch zur Nachtzeit für einen Poltergeist hält; ist dieses Volk nicht sein ganzes Leben hindurch Slave abergläubiger Furcht, und derer, die ihre niederträchtigen Ursachen hatten, es beständig in dieser Furcht zu erhalten? Wer's auch nur sey, der es eines Bessern belehrt; und es von dieser abergläubigen Furcht durch eine vernünftigere Lehre befreiet; ist der nicht sein Wohlthäter, sein Befreier? Will das Wort *erlöset* in unserm Texte wohl etwas mehr sagen? Daß es in andern Stellen auch eine andere Bedeutung habe, läugne ich gar nicht; aber wir haben es heute nicht mit andern, sondern mit dieser Stelle zu thun, diese soll ich heute erklären, und es wird von mir erwartet, daß ich es nach meinen besten Einsichten und nach meiner mir möglichsten Ueberzeugung thue; denn mein heutiger

Vortrag soll ein neuer Beweis seyn: ob ich in der Erkenntniß Jesu Christi zu- oder abgenommen, und die Erkenntnißquelle aller christlichen Religion, die heilige Schrift, als die einzige für Protestanten, die gesunde Vernunft mit einbegriffen, zu studiren fortgefahren habe. Bis dahin habe ich euch meine Ueberzeugung ehrlich und ohne Winkelzüge mitgetheilt, wie ich sie auch meiner Obrigkeit klar und unverhohlen darlege, und nun bleibt uns noch

II. der zweyte Theil unsrer Betrachtung übrig, die Frage nämlich: wovon hat Jesus, nach dem Sinne Petri in unserm Texte, die Christen erlöst?

Petrus dringt, wie Jesus, und jeder andere Apostel, vorzüglich auf thätiges Christenthum, auf Tugend und gute Werke; nicht etwa auf solche Werke, Till und Kümmel zu verzinsen, und wie sie das von Menschensatzungen noch mehr erschwerte Levitische Gesetz forderte, sondern auf Bruder- und selbst Feindesliebe, und alle daraus herfließende Tugenden. Darauf drangen auch die Propheten, deren Schriften zwar nicht in jedes Juden Hände seyn konnten, weil nicht jeder Jude im Stande war, die Abschreibgebühren zu bezahlen, aber deren Inhalt doch um desto bekannter seyn mußte, weil sie in den Synagogen vorgelesen wurden, und jeder um den Inhalt einer seltenen, wichtigen Schrift sich mehr bekümmert, wenn er sie weder selbst besitzt, noch besitzen kann, als wenn er Eigenthümer davon ist. Im letztern Falle wird das Lesen, wie das Bessern immer verschoben, weil man's ja noch immer thun könnte. Das Traurigste bey den Juden war aber ihr Kleinigkeitsgeist; ihre Lehrer suchten mehr nach Dingen, die außer dem Gebiethe einer gesunden Religionserkenntniß lagen, als nach dem Wesentlichen, und ließen das Beste im Gesetze zurück. Insgemein ist dies die schwache Seite der Grübler; sie füllen ihr Gedächtnis an, beschäftigen die Einbildungskraft, und das Herz bleibt eben so ungebessert, als der Verstand roh und unbearbeitet. Daraus entstehen

denn so genannte Schriftgelehrte, die mehr für ihre Meinungen und Grillen streiten, als daß sie die Religion durch ihren Wandel ehren und empfehlen sollten; hitzige Schulzänker mit eiskalten Herzen. Die Art, wie die Pharisäer das Lesen und Erforschen der heiligen Bücher trieben, und die Rabbinen nach und nach altvettelische Fabeln ausheckten, und dann Achtung für sie forderten, als wäre es Gottes Wort, konnten auf die sittliche Besserung des Herzens nur verkehrt wirken, und dem Volke nicht zur Ermunterung gereichen, an seiner Geistesbildung und Herzensbesserung zu arbeiten. Was eigentlich Religion sey, wußten unter Jesu Zeitgenossen wohl wenige mehr, und diese wenigen durften es nicht wagen, ihre bessern Einsichten und Gesinnungen laut werden zu lassen. Desto mehr ward auf das Glauben an die Aussprüche der Volkstreiber gedrungen, und auf die Pünctlichkeit in Beobachtung des Levitischen und pharisäischen Gottesdienstes. Man kann also annehmen, daß die Nation äußerst leer an wahrer Religionskenntniß, folglich im Wesentlichen sehr unwissend war, doch aber Sinn für die Wahrheit hatte. Diesen haben die meisten Menschen, wenn sie gut geleitet werden, und wie sehr ihn der gemeine Jude hatte, sieht man aus dem fast ungetheilten Beyfalle, den die Predigt Jesu bey ihm fand. Es war, als habe ihm die Wahrheit längst schon geahndet, aber erst jetzt komme er damit auf's reine; seiner Vernunft war alles so begreiflich und klar, was ihm Jesus als Tugendlehrer sagte, und sein Herz ergab sich so gern, wenn es nicht in Fesseln des Lasters lag, daß es Jesu mit seiner Lehrart nicht schwer ward, Kopf und Herz zum Beyfalle zu zwingen, und Gott den Menschen in einem angenehmen Lichte zu zeigen, als man ihn bisher gekannt hatte. Aber freylich war diese Erleuchtung bey den meisten nur augenblicklich in Absicht der Dauer, wie die Erleuchtung von einem Wetterstrahle in stockdünsterer Nacht; bald bemächtigten sich ihrer die alten Vorurtheile wieder, und die Scrupel eines irre geführten und irrigen Gewissens

zogen neue Nebel vor ihre Augen. Daher blieb der Abscheu vor verbotenen Speisen, und der Gewissensdrang, mit der Taufe die Beschneidung zu verbinden, und nebst dem Sonntage auch den Sonnabend zu feyern; mit einem Worte, aus Mose, den Rabbinen und Christo ein zusammen gesetztes Ganzes zu machen. In so weit also die Erlösung in besserer Belehrung bestand, von welcher *heute* nur allein die Rede ist, mußten sie seine Apostel gewisser Maßen fortsetzen, die Jesu Geist hatten und in seinem Geiste arbeiteten. Manches kam nun zur Sprache, und ward berichtet, das bisher noch nicht berichtet worden war, und manches mit dem Christenthume durchaus Unverträgliche ward nun gesichtet, und als Spreu verworfen, das bisher auf der Tenne noch nicht war geprüft und abgeschieden worden. So muß die christliche Belehrung noch immer fortgesetzt werden, weil mit jedem neuen Geschlechte neue Unwissenheit geboren wird; und die Verkehrtheit dessen, was der Irrlehrer bald für Vernunft, bald für eine höhere Offenbarung ausgiebt, macht noch immer neue Zurechtweisung nach der Anleitung Jesu und in seinem Geiste nothwendig. Je unwissender der Mensch auch jetzt noch ist, um desto geneigter ist er zu Ausschweifungen, und um desto stärker reißt ihn die Sinnlichkeit zu allerley Bösem mit sich fort. Wir werden also noch immer durch die Erfahrung überzeugt, daß der Mensch durch Unterricht belehrt und gebessert, oder zur Besserung fähig gemacht werden müsse. Im ganzen konnte man von den ersten Christen sagen: daß das Christenthum ganz vortreffliche Menschen, größten Theils wenigstens bessere Menschen aus ihnen gemacht hatte, als sie es vorher gewesen waren; ihr eingezogener Wandel, ihre Festigkeit im Glauben, und ihre Beharrlichkeit in der Geduld und Ergebenheit in den Willen Gottes bey allen Stürmen der Verfolgung, empfahl das Christenthum auch Fremden, die es noch nicht aus eigener Erfahrung kannten, reizte aber auch dagegen um desto mehr seine Verfolger, die die

Grundsätze dieser Religion und die Ausübung derselben für beleidigend hielten, weil sie sich dadurch getroffen und beschämt fanden.

Dieses so allgemein und so wohlthätig wirkende Christenthum verdanken wir dem Anfänger und Vollender des Glaubens, Jesu, wenn es auch aus uns bessere Menschen, einer höhern und Ewigkeiten durchdauernden Glückseligkeit fähig, und zu bessern Staatsbürgern macht, worauf Petrus, 1. Petr. 2,13-18, so sehr dringt. Vorzüge, die, ohne mit der Religion Jesu vertraut zu seyn, so sehr fehlen, und denen so vorzüglich vor ihrer Bekehrung scheinen gefehlt zu haben, an welche Petrus schrieb. Ihr eitler Wandel nach väterlicher Weise war wenigstens an Tugenden sehr arm, oder völlig von ihnen entblößt, wenn wir eitel durch unfruchtbar übersetzen. Petrus mußte es am besten wissen, was er unter diesem eitlen Wandel verstand, und er läßt uns über seine Meynung nicht in Ungewißheit. 1. Petr. 2,1 ermahnt er seine neu Bekehrten zu einem Ablegen dieses eitlen Wandels, den sie also noch nicht so ganz christlich verlassen haben mußten, von welchem ihnen, wie es scheint, noch manches anlebte. »So leget nun ab alle Bosheit, und allen Betrug, und Heucheley und alles Afterreden.« Christen, dem Bekenntnisse nach, waren sie schon, den Nahmen hatten sie angenommen, an Jesus zu glauben, und ihn vor den Menschen zu bekennen schämten sie sich nicht, (so weit hatten sie schon überwunden;) aber das Christenthum war noch längst nicht bey allen That und Leben geworden, sie hatten sich noch nicht so ganz von der Knechtschaft der Sünde erlösen lassen. Es blieb also bey ihnen noch Lasterhaftigkeit zurück, zum Beweise, daß sie die Lehre Jesu noch nicht ganz gefaßt, noch nicht völlig auf ihr Leben angewandt hatten. So sucht der Mensch überhaupt noch immer gern ein Polster für seine Sündlichkeit zu retten, und das, was er nicht für Tugend auszugeben wagt, doch wenigstens für erlaubt anzunehmen. Laßt mich ein Beyspiel von den Gesinnungen

Vieler unter euch nehmen, die sich für nichts weniger als lasterhaft halten. Man könnte ihnen einen Haufen von Geld anvertrauen; sie würden auch dann kein Stück davon nehmen, wenn sie gleich gewiß wären, daß kein Mensch es erführe. Aber Obst zu stehlen, Gartenfrüchte zu rauben, und Holz zu entwenden erlauben sie sich, weil sie dies entweder für völlig unschuldig halten, oder doch für eine Kleinigkeit, – als wenn nicht alles Diebstahl wäre, wenn man fremdes Eigenthum nimmt. Mancher unter uns schaudert denn doch noch vor einem falschen Eide zurück; bey einem falschen Zeugnisse ohne Eid ist er schon weniger bedenklich, und Verleumden gehört bey ihm schon unter die erlaubten, unschuldigen Dinge. Ich weiß, daß Wenige unter euch fähig sind, Ehebruch zu begehen; möchte ich doch unter der heran gewachsenen Jugend eben denselben Abscheu vor jeder andern Art von Unkeuschheit und Unzucht in Gebehrden, Worten und Werken antreffen! Petri neu Bekehrte scheinen auch, in Absicht dieses Lasters, noch längst nicht zu irgend einem Grade der Vollkommenheit gelangt zu seyn; wenigstens fand es der Apostel noch immer nicht überflüssig, davor zu warnen. »Lieben Brüder, ich ermahne euch als die Fremdlinge und Pilgrimme, enthaltet euch von fleischlichen Lüsten, welche wider die Seele streiten, und führet einen guten Wandel unter den Heiden, auf daß die, so von euch afterreden als von Uebelthätern, eure guten Werke sehen, und Gott preisen, wenn es nun an den Tag kommen wird.« 1. Petr. 2,11.12. Ohne alle Veranlassung ließ der Apostel gewiß diese Ermahnung nicht mit einfließen; wir dürfen uns also die Erlösung Jesu, wie sie sich der Apostel dachte, und an welcher seine neu Bekehrten Antheil genommen hatten, nicht als eine gewaltthätige Wunderkraft zu entsündigen denken, der der Mensch nicht widerstehen könne, oder wozu er nichts beyzutragen hätte, als daß er nur stille halte und mit sich machen lasse. Wozu wäre auch dann die Ermahnung an die neu bekehrten Weiber, Kap. 3,3, nöthig

gewesen: »daß ihr Schmuck nicht auswendig seyn solle, mit Haarflechten, Goldumhängen, oder Kleideranlegen u.s.w.,« welche Ermahnung wohl die beste Auslegung über den eitlen Wandel seyn dürfte, in so weit er dem weiblichen Geschlechte vorgeworfen werden konnte. Wollen wir aber überhaupt diesen eitlen Wandel nach väterlicher Weise kennen lernen, so dürfen wir nur Kap. 4,3 lesen: »Denn es ist genug, daß wir die vergangene Zeit des Lebens zugebracht haben, nach heidnischem Willen, da wir wandelten in Unzucht, Lüsten, Trunkenheit, Fresserey, Sauferey und gräulichen Abgöttereyen.« Paßte dieses Letzte auch vorzüglich auf die neu Bekehrten aus dem Heidenthume, so rügt der Apostel doch auch hier Laster, denen die aus den Juden Bekehrten vorher ergeben genug mochten gewesen seyn, und zum Theile vielleicht noch waren, denn die Erlösung Jesu oder die Forderungen des Christenthums sind zwar sehr starke Bewegungsgründe, der Lasterhaftigkeit zu entsagen, nicht aber Zwangsmittel, denen nicht widerstanden werden könnte. So viele Bewegungsgründe der Mensch auch in der Lehre Jesu findet, so viele und wohl noch mehrere nimmt er oft auch aus dem Leben und Wandel, und aus den Vorurtheilen und Grundsätzen seiner Aeltern und derer her, nach welchen er sich in der Jugend bildete, und von denen er selbst im Alter noch nicht als Sonderling angesehen seyn mag, – und widersteht also der oftmahls genug angebotenen Gnade. Wer sich da mit der Erlösung Jesu überhaupt tröstet, gleicht einem kranken Arzte, der lange und viel über den Sitz und die Beschaffenheit seiner Krankheit und der Kraft der dawider wirksamen Heilmittel reden kann, ohne diese Heilmittel selbst anzuwenden, oder der einer falschen Meinung von beyden ergeben ist, und ein Opfer seiner Halsstarrigkeit wird, mit welcher er seinen Irrthum fest hält. Mancher Mensch hält eine kümmerliche, sehr mangelhafte Erkenntniß für hinreichend, und was er dann angenommen hat, für unwiderleglich, so wie er nichts an der Art

abändern mag, noch sich's nehmen läßt, *wie* er sich eine Sache vorstellt. Entweder liegt hier eine sündliche Bequemlichkeit zum Grunde, die jede Anstrengung des Nachdenkens scheute, oder ein Stolz, der durchaus nicht gefehlt haben will; in beyden Fällen ist das, was er für Erkenntniß und Wahrheit ausgiebt, versteckte Unwissenheit, oder eine willkürlich vorgenommene Maske einer andern Ueberzeugung, die weder Ehre noch Brot giebt, oder die aus Schwachheit oder Feigheit verläugnet wird. Im letztern Falle war Petrus einst selbst, da er aus Schwachheit mehr nachgab, als es die Wahrheit und ihre Ehre erlaubten, worüber ihm Paulus freymüthige Weisung gab. Gal. 2,11ff., 1. Petr. 3,15 verlangt der Apostel: »Seyd aber allezeit bereit zur Verantwortung jedermann, der Grund fordert der Hoffnung, die in euch ist.« Dies kann ein Christ mit einer karglichen unvollkommenen Religionserkenntniß nicht, und noch weniger bey einer solchen Erkenntniß, die sich selbst durch handgreifliche Widersprüche entehrt; der Christ muß seine Erkenntnisse also berichtigen und vermehren. Dazu giebt ihm selbst die Natur unsrer Seele Veranlassung, die immer mehr Stärke durch die Uebung erhält, stärkere, nahrhaftere Speisen zu vertragen; immer sollen wir ja nicht Milchkinder bleiben. »Wachset aber in der Gnade und in der Erkenntniß unsers Herrn und Heilandes Jesu Christi.« 2. Petr. 3,18. Und je mehr wir das thun, je mehr wir aus dem unvergänglichen Samen, nämlich aus dem lebendigen Worte Gottes, das da ewiglich bleibt, wiedergeboren werden, 1. Petr. 1,23, um desto mehr muß sich unsre Einsicht berichtigen, wenigstens eine andere Gestalt annehmen; und nun steht's bey einem ehrlichen Forscher nach Wahrheit zu erwarten, daß er das, was er als Kind, auf Treu' und Glauben für Wahrheit annahm, als ein erwachsener Forscher aus einem andern Gesichtspuncte ansehen werde. Das, was in Absicht der Abänderung unsers Vorstellungsvermögens bey dem einzelnen Menschen der Fall ist, ist es auch bey dem ganzen



menschlichen Geschlechter; es hat seine Stufenjahre, und bleibt sich nie von einem Jahrhundert zum andern gleich, es wäre denn, daß sein Geist in ewiger Gefangenschaft zu bleiben verdammt wäre.

Gehen wir nun von den richtig verstandenen Lehren Jesu und seiner Apostel aus, und nahmentlich von solchen Lehren, die schon damahls für jeden waren, und es noch immer bleiben; so muß es einleuchten, wie so sehr, so unaussprechlich viel wir ihm zu danken haben. Jesus war von ihrer Gemeinnützigkeit so überzeugt, wollte eine Seligkeit, die sie geben, so gern dem menschlichen Geschlechter verschaffen, war so überzeugt, daß es kein anderes Heil, keine andere Wahrheit gebe, als diejenige, die er vom Vater hatte, und in seinem Nahmen verkündigte, den Menschen selig zu machen, daß er sein Leben gern daran wagte, um dadurch auch der Wahrheit desto mehr Gewicht und Ansehen zu geben. Was er durch seinen Tod besiegelte, erhielt durch seine Auferstehung neues Gewicht, und nun war diese Wahrheit um so annehmungswürdiger, die sich auch bey unbefangenen Menschen durch sich selbst empfahl.

Diese Wahrheiten, dieses Christenthum, habe ich euch nun nach meinem Vermögen fünf und zwanzig Jahre gepredigt, Freunde! denn an dem heutigen Sonntage von fünf und zwanzig Jahren ward ich euch als Lehrer gegeben, und ihr wurdet mir als meine Kirchkinder anvertrauet. Doch nicht *ihr*, wie ihr jetzt meine Gemeinde ausmacht; ach! welche Veränderung in einem so kurzen Zeitraume! Wenige, Wenige von denen, die mich damahls aufnahmen, leben noch, und die Meisten unter euch wurden von mir getauft, unterrichtet, und vor diesem Altare in die Gemeinschaft erwachsener Christen und als Glieder dieser Gemeinde aufgenommen. Die Meisten unter euch sind also lebendige Zeugen, daß ich nicht bloß immer darauf hinarbeite, daß ihr in der Erkenntniß Jesu wachsen und zunehmen möchtet, sondern daß ich auch an mir selbst arbeite, an

Einsichten zuzunehmen. Die Umstände unsers Zeitalters standen nicht in meiner Gewalt, ließen sich nicht von mir beherrschen, sondern beherrschten mich; ein Vortrag also, der vor hundert Jahren allgemein erbaulich und zweckmäßig gewesen wäre, war's jetzt nicht mehr, und ich mußte mich, nach der Forderung des Apostels, in die Zeit schicken und Allen alles zu werden suchen, daß ich Viele gewönne. Ich habe dem, was ich, nach mühsamer Prüfung, als Wahrheit erkannte, nichts vergeben; was ich als Menschenwerk und Aberglauben erkannte, habe ich nicht für Gotteswerk und für göttliche Wahrheit ausgegeben; aber ich bin auch kein Tyrann eurer Meinungen gewesen. Ich fand unter euch grobe Irrthümer, die um desto schädlicher waren, weil sie selbst auf eure bürgerliche Glückseligkeit einen nachtheiligen Einfluß hatten. Ich habe deshalb niemand verfolgt, aber ich habe euch mit Liebe getragen, und mit Sanftmuth eines Bessern zu belehren gesucht, und euch immer als ein Vater behandelt, der's mit seinen Kindern gut meint. Es fehlte mir nicht in der Natur an Gelegenheiten, euch auf die immerwährende Güte Gottes aufmerksam zu machen, aber auch nicht an Veranlassungen, euch zu zeigen, wie oft ihr euch selbst wider diese Güte Gottes stemmt, und euch selbst in's Unglück stürzt. Ich habe immer Rücksicht auf das euch nur mögliche Maß von Einsichten und Erkenntniß genommen, und euch mit Dingen verschont, die eine gelehrte Erziehung erfordern, und doch noch wohl nicht verstanden worden; darin hatte ich Jesum zum Vorgänger, der nur leicht verständliche Sachen vortrug, und nur solche, die den Menschen so unmittelbar betrafen, die so leicht empfunden und verstanden werden konnten. Ich gab euch nichts für meine Ueberzeugung aus, was es nicht von ganzem Herzen war, und was auch nicht eure Ueberzeugung werden konnte, nichts, was der Bibel oder euerm gesunden Verstande widersprochen hätte, so sehr es auch oft dem widersprach, was die heilige Schrift Fleisch

und Blut nennt. Dadurch habe ich freylich nicht immer den unmittelbaren Nutzen unter euch stiften können, den mein Eifer gern gleich gesehen hätte; allein ich kann mich doch auch freuen, daß ich nicht ganz vergeblich an euch gearbeitet habe.

Wahr ist es, Viele unter euch oder unter euern Vorfahren ließen mich mein Amt mit Seufzen thun, eure Sucht zu prozessiren verbitterte mir manche Stunde, und verschonte auch mich nicht. Wahr ist es, daß mir Vorurtheile und Lasterhaftigkeit noch häufig im Wege stehen, und besonders geerbte Vorurtheile, die Manchem heiliger sind, als das lebendige Wort Gottes. Jener muthige, alles hoffende Mann bin ich nach so manchen Verfehlungen nicht mehr, der ich vor fünf und zwanzig Jahren war, wo ich euch eben so viele Folgsamkeit zutrauete, als ich mir Muth und guten Willen zutrauete, eben so feurige Gegenliebe von eurer Seite, als ich meiner Seits Liebe zu euch im Herzen trug. Wehe tat mir's in der Seele, wenn ich mit der süßesten Hoffnung so Viele unter euch wohl vorbereitet und viel versprechend aus meinem besondern Unterrichte entließ, und sie dann so bald, so durchaus durch böse Beyspiele und Sitten, durch so auffallende Gleichgültigkeit gegen alles, was Religion heißt, verdorben sehen mußte; es giebt nichts traurigeres für einen eifrig gesinnten Religionslehrer, der so gern nicht umsonst möchte gearbeitet haben! Allein jedes ausgestreute Samenkorn ist deswegen noch nicht verloren, wenn es auch nicht gleich aufgeht, und manches sah ich denn doch noch keimen, wenn ich's für längst erstorben hielt. Ich hatte denn doch das Vergnügen, euch im Ganzen wachsen und zunehmen zu sehen, aber auch das Vergnügen, euch immer bekannter zu werden, wie ich's meine, und euer Zutrauen zu gewinnen.

Ich kann nicht erwarten, funfzig Jahre unter euch zu leben und arbeiten zu können; gern möchte ich also heute schon meine Jubelpredigt unter euch halten, jetzt, da uns

vielleicht Gott noch vergönnt, länger zusammen zu bleiben, als ein Mann es erwarten kann, der ein halbes Jahrhundert sein Amt verwaltete. Laßt uns also für die Zukunft heute einen neuen Bund vor Gott machen, ich, daß ich mit Gottes Hülfe fortfahren will, eure zeitliche und ewige Wohlfahrt aus allen Kräften und nach meiner besten Ueberzeugung zu suchen; und ihr, die ihr mich längst so ganz kennt, mich nicht umsonst arbeiten zu lassen.

Je länger wir leben, Freunde! um desto bedürftiger werden wir des Trostes der Religion. Der jugendliche Leichtsinn währt nur seine Zeit, und wenn erst die Orcane der Widerwärtigkeiten um uns her brüllen und heulen, so muß uns, kann und wird uns dann die Religion Jesu Zuflucht und Schutz seyn! Wenn das Alter sich an uns heran schleicht, und in seiner Gesellschaft der Tod; wenn das Gewissen uns oft den Richter der Lebendigen und der Todten nennt, ohne daß die Frevel des Religionsspötters es zum Schweigen bringen können: o dann, Freunde! ist es Beruhigung, seines Glaubens und seiner Erlösung gewiß zu seyn; Trost, stärker als der Tod selbst, sagen zu können: Ich weiß, an wen ich glaube. Und diesen Trost wolltet ihr einem ungläubigen Zeitalter Preis geben, das ihn euch durch nichts ersetzen kann? oder wolltet Jesum nur höchstens noch mit dem Munde bekennen, und mit der That, durch euer Leben ihn verleugnen? wolltet etwa euer Christenthum im Sylbenstechen, in Wortklaubereyen und in Grillen suchen, und das Schwerste im Gesetze zurück lassen? wolltet eure Brüder lieblos richten und verdammen, weil sie vielleicht eine andere Ueberzeugung haben, als ihr? Nein, meine Brüder! Laßt uns vor den Thoren der Ewigkeit keinen Frevel, keinen Muthwillen treiben, den Unwissenden und Irrenden zwar belehren und mit sanftmüthigem Geiste zurecht weisen, aber ihn, über den uns Gott keine Geistesgerichtsbarkeit gab, nicht richten und verdammen, und unsers eigenen Balkens nicht vergessen, wenn uns die unselige Sucht anwandeln sollte, nach dem Splitter in des

Bruders Auge zu suchen. Das sey heute unser erneuerter Bund, uns Jesum unser Vorbild seyn zu lassen, und seinen Fußstapfen nachzufolgen, liebeich gegen arme, schwache, hülfbedürftige Brüder zu seyn, wie er's war, und bey dem Anblicke eines Gefallenen, wenn wir selbst noch stehen, wohl zuzusehen, daß wir nicht auch fallen.

Zu diesem Bunde giebt uns gewiß der Gott der Liebe seinen Segen; seines Wohlgefallens gewiß, laßt uns dann die kurze Strecke des Lebens mit einander in seiner Furcht fortwandern, die wir noch vor uns haben, von der wir, die wir nun fünf und zwanzig Jahre mit einander wandelten, um desto gewisser sind, daß sie nur noch kurz seyn werde. Der Herr segne uns alle! Er segne euch und eure Kinder! Amen!

#### 50. Zum Predigtbuch: An Friedrich Nicolai, 16.4.1794

Gern erfüllte ich Ihren Wunsch, mein Predigtbuch nochmals zu *revidiren*, aber das kann ich nicht. Die Zeit ist zu kurz, der Geschäfte sind zu viel, und mein Kopf ist wie zerstöhrt. Ich habe einige Zeit her an Zahnschmerzen fürchterlich gelitten, viele Kranke, Leichenpredigten, und die undankbare Mühe mit den Confirmanden lassen mich nicht nüchtern werden. Dazu kömmt noch, daß man die Fehler an seinen eigenen Kindern selten recht sieht, wenn man nicht von Freunden darauf aufmerksam gemacht wird. Zudem hab ich den Fehler an mir, das Unrecht, oder was ich dafür halte, überaus lebhaft zu empfinden, und dann halte ich den Ausdruck selten für stark genug, und glaube, mich sehr gemäßigt zu haben, wenn Kältere mich zu warm finden. Die Indignation ist die beste Lehrmeisterin des Styls nicht, darüber bleibt mir kein weiterer Zweifel übrig; allein ich kann mir nicht helfen, und aus richtiger Selbsterkennt-

nis hab ich deswegen auch nie den ehrgeizigen Gedanken bey mir aufsteigen lassen, Hofprediger werden zu wollen, eine Verleugnung, die mir nie viel kostete. Indessen thuts mir immer weh, wenn ich andre mit in meine Verdrislichkeiten ziehe, und gern will ich Ihnen jedes Zeugniß der Wahrheit geben, wenn Sie es bedürfen sollten. Oder hätten Sie einen kälteren Revidenten, der in der Geschwindigkeit noch einmal nachsähe, und dann etwa milderte; so will ich das sehr gern geschehen lassen.

Und doch hoffe ich noch immer, daß Sie zu viel fürchten. Der Buchhandel ist ein zu einträglicher Beglückungsweig, als daß ich mir nicht vom *General-Directorio* allen Schutz versprechen sollte; ihn zerstöhren hieße eine Menge, eine sehr beträchtlich Menge guter Bürger ums Brod bringen, und das zu thun bedenkt sich doch eine jede Regierung, die den Namen einer unpatriotischen scheut. Denn daß durch eine Localbedrückung nichts gewonnen werde, springt in die Augen; was wir nicht drucken dürfen, druckt der Nachbar, und was wir expurgiren, wird desto stärker gesucht und verkauft. Die Masse an Kenntnissen und Licht, die einmal in der Welt ist, läßt sich aus einer Provinz in die andere verdrängen, aber nicht ausrotten, und die Musen sind so abgehärtete Mädchen, daß sie auch Skandinaviens rauhen Himmel ertragen können. Ihnen folgt der Buchhandel; und sind beyde erst weg, so sind uns die Lumpen ja auch unnütz.

Nein, edler Freund! dahin wird es nicht kommen; und gewänne es auch das Ansehen – da kann und wird es doch nicht bleiben. Wir beyden haben Ursache, uns in diesem Glauben zu bestärken, denn wir sind zu alt zum Entlaufen, und wenn wir das bischen Geschehene ein wenig wieder überdenken; so werden Sie schon Muth erhalten. Die Glaubenscommission wird bald inne werden, daß ihr Commissarium nicht auf die Verminderung des Wohles des Staats laute, und sollte sie es auch nicht einsehen, so werdens schon andre Dicatoria und der König selbst thun.

Wie es scheint, sind schon viele Provincialcommissionen der Meynung, daß man gegen einen reißenden Strohman nicht schwimmen könne, und so wird sich mehreres geben. Dem Anscheine nach wird auch die Stimme der Rigoristen in dem politischen Getöse verhallen, und die drückende Verachtung, wegen welcher diese Herrn seufzen, ist zum Ermuntern nicht gemacht. [...]

Ihre Freundschaft ist mir unendlich schätzbar, erhalten Sie sie Ihrem ergebensten Verehrter Schwager. Was ist mit den Druckfehlern des 2ten Bandes?

51. Staatsminister Friedrich Anton v. Heinitz an J. M. Schwager

Ich danke Ew. verbindlichst für die Zueignung Ihres Predigtbuches und das mir überschickte Exemplar desselben. Die Grundsätze einer lauterer Religion und der practischen Lebensweisheit, die in demselben herrschen, machen es zu einem gemeinnützigen Buche, dem ich recht viele Leser wünsche. Fahren Sie fort, auf diese Art an der moralischen Besserung sowohl Ihrer Gemeinde als Ihrer übrigen Leser zu arbeiten, Aberglauben, Leichtsinns und Vorurtheile zu bekämpfen, und Liebe zur Arbeitsamkeit und Mäßigkeit, zur gesetzlichen Ordnung und gegenseitigen treulichen Hülfeleistung überall einzuflößen; Sie werden dadurch die Zahl der Zufriedenen vergrößern, und von allen Menschenfreunden Dank und Beyfall erhalten. Ich verharre mit vorzüglicher Hochachtung p[er]ge p[er]ge Berlin d 14 Jun. 1794.

Ew. nehmen wohl angeschlossene *Medaille* zu meinem Andenken an.

## 52. Heuerlinge. Aus der Predigt: Die Vorliebe Jesu für sein Vaterland

Es giebt selbst Menschen, die nur zur Hälfte ein Vaterland besitzen, und nie eigentliche Staatsbürger werden, ob sie gleich mit den wirklichen Staatsbürgern die meisten Gesetze, Religion, und einen gewissen Schutz gemein haben. Diese Menschenklasse kennt man vorzüglich hier in Westphalen, wo sie Heuerlinge, Hüßen, Kötter, genannt werden. Unser eigentlicher Bauer hat ein oder mehrere kleinere Nebenhäuser auf seinem Bauerngute, und eine solche Wohnung vermiethet er gewöhnlich nur auf vier Jahre an eine Familie, die gar kein Landeigenthum besitzt, noch sich im Stande sieht, es je zu besitzen. Mann und Weib sind dem Miethsherrn zu unbestimmten Frohndiensten für ein geringes Tageslohn verpflichtet, auch dann, wenn sie auf den vom Bauer gemietheten Lande selbst nöthig hätten zu arbeiten. Ist die Miethszeit verflossen, so ist der Heuerling ohne Wohnung, wenn sein Miethsherr ihm den Contract nicht zu verlängern Lust hat, oder der arme Heuerling verschrieen ist, und das ist er oft ohne seine Schuld, vielleicht weil er nur einmal über seine ihm unerträglich gewordene Sklaverey seufzte. In demjenigen Kirchspiele also, wo er gebohren ward, sind ihm nun alle Aussichten, eine Wohnung wieder zu erhalten, benommen, und er sieht sich gezwungen, Obdach in einem fremden Kirchspiele, und wohl gar in einer fremden Provinz zu suchen, ob er gleich in den Preußischen Provinzen kein eigentliches Recht hat, auszuwandern. Hier weiß es aber doch der größte Theil der Erbbauern so einzurichten, daß seine eigene[n] Söhne sich vor dem Militärdienste herschleichen, und dies Loos die Söhne seiner Heuerlinge treffe, da doch der Landeigenthümer, der jeder Bauer gewissermaßen ist, ohnerachtet seines erträglichen Leibeigenthums, der Natur der Sache nach weit eher ein Vaterland, Herd und Eigenthum zu vertheidigen hat, als



der arme Kötter, dessen sämtliche Habe oft nur wenige Thaler oder Groschen werth ist.

### 53. Kurze Anweisung, wie man es anfangen müsse, kranke und schwächliche Kinder zu haben

Welcher Vater und welche Mutter wünschte es nicht, ihre Kinder ihrem Bilde ähnlich zu sehen? Giebt es nun viele unmoralische Menschen, so wird es nicht allen Eltern fehlen, denen daran gelegen ist, ihren Sprößlingen allerley Untugenden und Unarten einzupflegen. Für diese hat schon Herr Salzmann in seinem Krebsbüchlein<sup>75</sup> gesorgt, wo er eine sehr zuverlässige Anweisung giebt, wie man seine Kinder ganz vollkommen dumm, trotzig, stolz, ungefällig, verdutzt, faul, zänkisch – kurz ganz zur Unvernunft und Börsartigkeit erziehen könne. Es ist nicht zu leugnen[,] daß Herr S. hiemit für das Bedürfnis Vieler auf das menschenfreundlichste gesorgt habe; ja vielmehr für das Bedürfnis Aller. Denn sollte es auch Eltern geben, die den sonderbaren Einfall hätten, ihre Kinder fromm, tugendhaft und geschickt zu erziehen, so können auch diese allenfal[l]s aus seinem Krebsbüchlein lernen, was sie nicht zu thun haben, um ihren Zweck zu erreichen. Wiewohl di[e]s nun ein Mißbrauch dieses Buches seyn würde, so ist es doch zu loben, daß sowohl durch die Anwendung, als durch die Nichtanwendung desselben, Menschen gedienet werden kan[n]. Ich glaube nun aber, daß für das Bedürfnis einer andern Classe von Eltern noch gesorgt werden müßte. Es gibt ohnstreitig viele, die, weil sie selbst von zärtlicher Leibesbeschaffenheit sind, auch ihre Kinder gern zärtlich und wo möglich kränkelnd sehen mögten; denen es ein Aergerniß ist, wenn sie Kinder mit rothen Backen und heißem Appetit in eine Rinde Graubrot beißen und dabey barfuß in dem Garten springen sehen. Sol[l]te denen nicht

ein Dienst geschehen, wenn ich für sie eine gründliche Anweisung schriebe, wie man Kinder zu erziehen habe, damit sie schwächlich und kränklich werden? Ich hoffe mit dieser Schrift eben so allgemein zu nützen als mit jener, und lasse daher dieses Blatt als eine Ankündigung derselben in die Welt ausgehen. Doch verlange ich weder Subscription noch Pränumeration, ja ich bin so wenig gewillet[,] das Publicum zu hintergehen, daß ich hier den Hauptinhalt meines Büchleins zu desto besserer Beurtheilung vielmehr vor Augen legen will. Der goldne Kern desselben wird nemlich aus folgenden Regeln bestehen. Wer schwächliche und kränkliche Kinder haben will, der thue unter andern das:

1. Er hüte sie vor der freyen Luft, sperre sie zu dem Ende beständig in Zimmer ein, und gebe ihnen viel Spielzeug, damit sie keine Lust bekommen, das Zimmer zu verlassen. Um die Luft aber noch mehr zu verderben, wähle man kleine Stuben, worin viele Menschen sich aufhalten, und welche weder Ventilator noch Zugöfen, noch sonst Oef[f]-nungen haben, wo frische Luft hereindringen könnte. Hier werde stark geheizet[,] aber niemals ein Luftzug veranstaltet.
2. Man lasse die Kinder in dicken Federbetten schlafen und heize die Schlafzimmer des Winters, wenigstens von Michaelis bis Ostern.
3. Man zwinge die Kinder zum Stillsitzen und verhüte auf diese Weise das Hüpfen und Herumlaufen, zu dem Ende fange man recht früh mit Buchstabiren und Lesen an, und schicke sie des Tages 6 Stunden in eine Schule, schon vom 3ten Jahre an.
4. Man halte den Kopf der Kinder recht warm und verbinde Hals und Brust sorgfältig.
5. Man wasche die Kinder mit warmen Wasser und mit Seife; di[e]s ist ein treff[f]liches Mittel, die fatale Ausdünstung, die der Grund einer vesten Gesundheit ist, in Unordnung zu bringen.

6. Man füttere die Kinder immerfort mit Zwieback, Semmel, Kaffee, Kuchen u. dgl.[.] aber ja nicht mit Brodt; und gebe ihnen täglich Wein oder Brandtewein.

7. Man lasse ihnen die Kleidung hübsch enge machen, damit das Blut fein langsam laufen müsse und der luxuriöse Wachsthum der Muskeln zurückgehalten werde.

8. Man gebe sie von Zeit zu Zeit denen Herren Apothekern in die Kost, und Sorge[,] daß jedes Kind das Jahr über etwa einen Eimer voll Arzneyen verschlucke. Sonderlich müssen sie fleißig purgiren, damit die überflüssigen Kräfte auspurgiret werden.

Doch ich besinne mich. Wenn ich alle meine goldnen Regeln schon hier zum Besten geben wollte, wer würde denn meine Schrift kaufen? Es mag hiemit zur Probe also genug seyn. Ich hoffe[,] daß man daraus die Wichtigkeit meines Unternehmens erkennen und schätzen wird. Ich besorge nicht[,] daß man mir den Vorwurf machen wird, es sey etwas zu kostspielig, Kinder auf diese Art krank zu ziehen. Wer läßt sichs nicht gern etwas kosten, seinen Zweck zu erreichen? Und hat man nicht auch dafür das Vergnügen, viel Geld für seine Lieblinge zu verwenden? Welch einen niederträchtigen Geiz würd es verrathen, wenn vornehme Leute ihre Kinder, auf die wohlfeile Art des Herrn Hofrath Faust in Bückeburg, zu rüstigen Bauernbengeln erzeihen wollten! Es bleibt also dabey, ich arbeite mein Buch aus, und verspreche mir starken Absatz. Aloysius.

#### 54. Das glückliche Alter

Ueber die Gottheit habe ich mich nie vergrübelt; hatte ich eine Leiter, zu dem Ewigunbegreiflichen empor zu steigen? Können Menschen eine Substanz definiren, und dann sagen: Gott ist keine Substanz? Durch einen kindischen

Wortstreit kann Gott freylich nicht demonstrirt, aber wahrlich auch nicht wegraisonirt werden, oder wo ist die Ursache aller Dinge? Ich achte auf meinen Körper, auf seinen wunderbaren Bau, auf seine künstliche Zusammensetzung, finde nichts Ueberflüssiges, nichts am unrechten Orte, nichts, das entbehrt werden könnte, und Unzählbares, das ich nicht begreifen, mit meinen Augen, selbst mit meiner Lupe nicht einmal entdecken kann, und es ist doch da, ist doch zu etwas da, und ich sollte seine Hervorbringung zu den weisesten Zwecken einem Ohngefähr auf die Rechnung schreiben? Kein Mensch kann sich das unerforschlichste Wesen denken, kein Mensch denkt es sich recht, aber ich kann es nennen, es heißt mir Gott, und wenn sich auch kein Mensch eben dasselbe unter diesem Gott genannten Wesen denkt, als ich oder jeder Andere, wird ers unter der moralischen Weltordnung besser machen? warum sollte ich mich und andere also verwirren? Warum einem Universalwesen, das so lange Gott hieß, seinen Namen nehmen, unter welchem es so lange bekannt war? »In ihm leben, weben und sind wir,« und wer im 64sten Jahre sich sagen kann, daß er nachgedacht und beobachtet habe, der an jeder anatomischen Entdeckung der Thierkörper und der Gewächse sein Wohlgefallen hatte, und überall den weisesten Schöpfer und väterlichen Erhalter entdeckte, der gönnt Andern ein Ding, das nie beruhigende Ueberzeugung gewährt, ihr vermeyntliches schärferes Auge, das ich nicht verlange, um in meinem und Anderer Gesichte keine Abscheulichkeiten zu entdecken, die ein gewöhnliches Auge zu übersehen so weislich eingerichtet ist.

Ich überdachte unzählige Male das Fortbestehen der Welt; ist jemand da, der dies Uhrwerk aufgezogen hat, daß es nach seinen Gesetzen fortgehe? Von wem sind aber diese Gesetze? Ich bin nicht Kind genug mehr, sie einem Ohngefähr auf die Rechnung zu schreiben, ich erhalte das Kunstwerk gern, das mir seine Existenz verdankt, meine

Vaterliebe erlaubte mir es nie, meine Hand gänzlich zurück zu ziehen, wenn meine Kinder meines Beystandes bedurften, und Gott sollte es können, der Allvater? Eine allgemeine Providenz ist mir nicht genug, ich entdecke auch Spuren über Individuen, in meinem eigenen Leben, und in der Lenkung meiner Schicksale. Es ist doch Etwas da, das meine Schicksale lenkt, und ganz anders lenkt, als ich sie selbst, als Tausende von Menschen sie gelenkt wissen wollten, das sie besser lenkt, und mich glücklicher werden ließ, als ich es durch meine unberechneten eigenen Pläne geworden wäre. Gesetzt, es wäre Wahnglaube, der mich annehmen läßt: daß Gott sich auch um mich bekümmere, ist jemand da, dem ich dadurch schade? Oder kann mein Gott dadurch entehrt werden? Er gehört nun einmal mit zu meiner Glückseligkeit, und wer mir ihn nehmen will, der ist mein und aller meiner Brüder Feind, die mit mir durch meinen Glauben glücklich sind.

Ich fühle es, daß ich unsterblich bin, daß mein noch nicht gesättigter Geist mit seiner Perfectibilität nicht da seyn kann, ungenutzt vertilgt zu werden. Freylich hab' ich noch nicht hinter den Vorhang geschaut, und weiß es nicht, was jenseits für mich bereitet sey; aber es giebt doch ein Jenseits, es liegt doch in meiner Natur, es zu glauben und zu wünschen, es giebt der Völkerschaften so viele, die auf der untersten Stufe der Bildung diesen Gedanken schon auffaßten und festhielten, ohne von einem Theologen oder Philosophen darauf gebracht zu seyn; etwas Wahres muß doch wohl dran seyn. Und wie wohl thut er mir! Man darf nur Wißbegierde haben, die hier nicht befriedigt werden kann, um sich nach Unsterblichkeit, nach höhern Aufschlüssen zu sehnen; kann das Eine ohne das Andere bestehen?

Zu meinem Glücke gehört also der Glaube, und dieser schwankt nicht mehr, wie er wohl ehemals schwankte, als ich noch wähnte, Alles ergrübeln zu müssen. Mein Glaube schließt noch das Nachdenken nicht aus, und soll mein

Jenseits nicht unglücklich seyn, so muß ich mit tugendhaften Gesinnungen hinüber wallen. Mein Leben ist nicht vollkommen, meiner Mängel und Schwächen sind viele, und sie bestärken mich in der Hoffnung auf eine Zukunft, wo ihrer weniger seyn werden. Ich bin ein eingeschränktes Wesen, aber es ist nicht alles böse an mir, was die Kurzsichtigkeit manches Krittlers dafür ausgiebt. Doch vor meinem Publico mag ich nicht ins Detail gehen, man würde mich nicht verstehen, man könnte und würde mich mißverstehen, und was hätte ich dann gewonnen? Ich bin meines Jenseits so gewiß, daß ich mir oft den Tod gewünscht haben, bloß um in eine höhere Klasse versetzt zu werden, um über dies und das Aufschlüsse zu bekommen, die mir *in infirma* niemand geben konnte. Und wollte sich auch hinieden ein höheres Wesen die Mühe geben, mich höher zu heben, so fehlte es mir doch an Empfänglichkeit, die ich auf einer höhern Stufe erwarte. Vor 2 ½ Jahren verlor ich alle, oder doch den größten Theil meiner Besinnungskraft, schier mein Vermögen, zu sprechen, und meine Nerven waren gänzlich abgespannt. Alles, was ich mir von meinem damaligen Zustande noch erinnern kann, war die größte Gleichgültigkeit gegen das Leben, und der Wunsch, in dieser Apathie zu sterben, im Glauben: daß ich nie glücklicher würde sterben können. Die Aerzte nahmen mich stark mit, um mein Leben zu retten; auch das ließ ich mir gefallen, am liebsten wäre ich aber gestorben. Diese Sucht, hinüber zu schlummern, gründete sich auf kein deutliches Bewußtseyn, aber der Gedanke war alt in meiner Seele geworden, bald zu höhern Aufschlüssen zu gelangen, und über ihn vergaß ich schon oft meine Familie, der ich hinieden noch nützlich seyn kann. Wer den Tod fürchtet, kann nicht glücklich leben; man schiebe die Todesgedanken auch noch so sehr an die Seite, er kommt doch wieder, und wehe dem, dem er unangenehm ist!

## 55. Ludwig Natorp: Nekrolog auf Schwager

Am 29sten April starb zu Jöllenbeck in der Grafschaft Ravensberg der luth. Prediger J. M. Schwager – alt 65 ½ Jahr – hat im Amte gestanden 35 J. 7 Mon. Er war 1738 den 24ten Sept. auf dem Gute Kalkkuhl in der Herrschaft Gimborn-Neustadt, wo seine Eltern als wohlhabende Landleute wohnten, gebohren. Nicht blos das westphälische, sondern auch das ausländische Publicum kennt ihn schon seit dem Jahre 1765 als einen rüstigen, durchaus furchtlosen Eiferer für alles Gute. Das westphälische Predigerjournal hat nicht nöthig, seinem Verdienst ein Denkmal zu setzen und den Lesern die Geschichte dieses in mancher Rücksicht merkwürdigen Mannes zu erzählen. Er hat es selbst gethan, und zwar durch die Geschichte seiner Amtführung in dem ersten Hefte dieser Quartalschrift, und durch seine Autobiographie im ersten Quartalstück der Aschenbergischen niederrheinisch-westphälischen Blätter. In letztern führt er 24 Schriften auf, welche er geschrieben, unter welchen diese die bedeutendsten sind: D. Balthasar Beckers Leben, Meynungen und Thaten, eine Uebersetzung von Beckers bezauberter Welt, in 3 Bänden, mit einer Vorrede von D. Semler. – Versuch einer Geschichte der Hexenprocesse. Band 1 – Predigtbuch zur Beförderung bürgerlicher Glückseligkeit nach Anleitung der Evangelien und Episteln. 2 Bände. – Durch die 3 ersten in den Jahren 1780-1784 herausgegebenen Schriften erregte er nicht allein zu der damaligen Zeit sehr viel Aufsehen, sondern er trug dadurch auch nicht wenig zur Ausrottung des Aberglaubens bey. In seinen letzten Jahren schrieb er noch: »Friedrich Bickerkuhl; ein Roman aus dem Leben und für dasselbe.« und »Bemerkungen auf einer Reise in sein Vaterland bis an und über den Rhein.« In jenem bestreitet er unter andern manchen bey der Besetzung geistlicher Stellen stattfindenden Unfug und liefert manchen schätzbarten Beytrag zur Pastoralklugheit. In den letztern

expectorirt er sich gegen seine Freunde über das, was er auf seiner Reise in seinem Vaterlande, besonders im Kreise der vaterländischen Prediger, gehört und gesehen hatte. Ausser mehrern Abhandlungen und Fragmenten, hat er noch einen Roman unter dem Titel »Leupold« handschriftlich hinterlassen. Es ist nach dem Urtheil eines Mannes, der den Verstorbenen in der Zeit seiner größten Wirksamkeit in der Nähe beobachtet und genauer gekannt hat, zu bedauern, daß derselbe in der Eilfertigkeit, womit er schrieb, manches Bedeutendere aus seiner Lebens- und Amts-Geschichte ganz übergangen, und in der Hastigkeit, womit er zu wirken pflegte, auch wohl manche sehr lehrreiche und originelle Züge aus seiner Amtsführung selbst ganz und gar vergessen hat. *Requiescat in pace!* Durch seinen Feuereifer hatte er sich, ehe derselbe durch Alter und Erfahrung gemildert war, mehr als einen Sturm bereitet; er bestand sie durch den hohen Grad von Muth und Kraft, den er sich durch Arbeiten und Kämpfen erworben hatte. Als Mensch zeichnete er sich durch eine eigene Energie des Geistes und Wärme des Herzens aus, die ihn selbst in seinem Alter und unter seiner in den letzten Jahren eingetretenen Körperschwäche nicht verließen. Als Theolog hat er sich insbesondere durch Recensionen in der allg. Litt. Zeitung, in den theologischen Annalen und durch Abhandlungen in den Beyträgen zum vernünftigen Denken in der Religion um die Beförderung religiöser Aufklärung verdient gemacht; er zeigte sich als einen sehr unbefangenen, von Vorurtheilen und Systemsucht freyen Mann; und auch in seinem Alter fuhr er fort, sich wenigstens mit den Resultaten der neuesten theolog. Untersuchungen bekannt zu machen. Als Prediger hatte er eine äusserst faßliche, kernichte, ganz auf unkultivirte Landleute berechnete Predigtmanier, die aus mehrern Predigt-Magazinen und aus seinem »Predigtbuch« bekannt ist. Es möchte wohl, so wenig seine Manier nachgeahmt werden kann und darf, nicht wenig interessant seyn, eine kleine Sammlung von seinen ausführlichen Pre-



digtentwürfen zu haben: man würde darin manche treffliche Materialien und viele lehrreiche Originalitäten finden. An seine Stelle kam sein Schwiegersohn Herr Prediger C. L. A. Heidsieck, welcher ihm schon den 8ten Febr. 1801 adjungirt worden.

## Anmerkungen

<sup>1</sup> Helene Katharine Magdalene Gösling (1747-1819), Schwagers spätere Ehefrau.

<sup>2</sup> Dr. Gabriel Christian Pagenstecher (Lebensdaten nicht ermittelt) trug sich am 9.2.1761 als Student der Rechte in Schwagers Stammbuch ein; 1770 heiratete er als Advokat und Ratssenior Helenes jüngere Schwester Clara Elisabeth Gösling (geb. 1750).

<sup>3</sup> Der Hallenser Johann Hermann Schulze od. Schultze (1709-1780) erhielt 1733 die zweite und 1760 die erste Pfarrstelle zu Schildesche; vgl. Friedrich Wilhelm Bauks, *Die evangelischen Pfarrer in Westfalen von der Reformationszeit bis 1945*, Beiträge zur Westfälischen Kirchengeschichte 4, Bielefeld 1980, S. 463, Nr. 5738.

<sup>4</sup> Rudolf Carl Opitz (1735-1800), ein Nachfahre von Martin Opitz, erhielt von seinem pietistisch geprägten Vater, dem Mindener Rektor Johann Karl Opitz, den ersten Unterricht, studierte Medizin und wurde 1774 Land- und Stadtphysikus in Minden.

<sup>5</sup> Anm. Schwagers: Unsere jungen Leser wissen doch schon, daß die unzähligen Sterne, mit denen der Himmel übersät ist, Sonnen, und viele tausendmal größer sind, als die ganze Erde? – Wir werden sie ein andermal umständlicher davon unterhalten.

<sup>6</sup> Anm. Schwagers: Es giebt Thierchen, die so klein sind, daß ihrer ganze tausende auf einem Sandkorn leben können. Für die ist also das Sandkorn eine Welt.

<sup>7</sup> Zu Anton Matthias Schrickmann (1749-1833) vgl. W. Gödden, I. Nölle-Hornkamp (Hgg.), *Westfälisches Autorenlexikon 1750-1800*, Paderborn 1993, S. 370-380.

<sup>8</sup> Pseudonym von A. Bohse (1661-1730), Verfasser zahlreicher galanter Romane.

<sup>9</sup> Am 29.5.1775 rezensierte Schwager »Über die Predigten des Herrn Magister Sebalduß Nothanker, aus seinen Papieren gezogen. Leipzig in 8. 1774. 14 Bogen.«, *Mindensche Beyträge zum Nutzen und Vergnügen* 1775/29, Sp. 169-174.

<sup>10</sup> Lat.: möglichst gut.

<sup>11</sup> Zu Johann Lorenz Benzler (1747-1817) vgl. *Westfälisches Autorenlexikon*, a.a.O., S. 40-42. In den von ihm herausgegebenen *Lippischen Intelligenzblättern* 1776/33, Sp. 521-528, veröffentlichte Benzler ein lyrisches Portait Schwagers unter dem Titel »An einen Landpriester«.

<sup>12</sup> Anspielung auf Dohms *Nachricht, die Urschrift der Kämpferschen Beschreibung von Japan betreffend* (Lemgo 1774).

<sup>13</sup> Karl Ludwig Delius (1750-1810) aus Versmold wurde 1774 Pfarrer in Heepen, nachdem er in Helmstedt zum Magister der Philologie promovierte. 1800 wurde er Nachfolger Hoffbauers im Ravensberger Superintendentenamt; vgl. Bauks, wie Anm. 3, S. 92, Nr. 1193.

<sup>14</sup> Winold Wilhelm Stühle (1750-1828) Osnabrücker Jurist und Schriftsteller.

<sup>15</sup> Johann Gottfried Christian Nonne (1749-1821) aus Hildburghausen wurde 1774 Rektor in Lippstadt und gab die *Lippstädtische Zeitung* heraus. 1796 wurde er Direktor des Duisburger Gymnasiums.

<sup>16</sup> Der Hofbuchhändler Philipp Heinrich Perrenon (1734-1794) hatte 1768 eine Verlagsbuchhandlung in Münster gegründet.

<sup>17</sup> Der aus Niederhessen stammende Justus Heinrich Körber (geb. 1749, gest. nach 1836) übernahm 1773 die erste Mindener Buchhandlung von Johann Felix Carl Gsellius (1738-1798); vgl. Johann Karl v. Schroeder, *Mindener Buchgewerbe: Buchdrucker, Buchbinder und Verleger in Minden seit dem 16. Jahrhundert; ein Beitrag zur Geistes- und Wirtschaftsgeschichte Westfalens*, Minden 1966, S. 56ff.

<sup>18</sup> Christian Friedrich Helwing (1725-1800) heiratete 1755 in die Meyersche Buchhandlung zu Lemgo ein. Neben zahlreichen Buchtiteln gab er auch die *Lippischen Intelligenzblätter*, das *Niedersächsische Wochenblatt für Kinde*, den *Baurenfreund* sowie das Rezensionsorgan *Lemgoer auserlesene Bibliothek* heraus. Seine drei Söhne übernahmen dessen Verlagsbuchhandlungen in Lemgo, Hannover und Duisburg. Christian Wilhelm Dohm wurde sein Schwiegersohn.

<sup>19</sup> Johann H[e]inrich Cramer (1736-1804) aus Kassel gründete 1765 in Bremen eine Verlagsbuchhandlung. Nach einem

Konkurs im Jahre 1784 kam er wieder ins Geschäft. Er verlegte die meisten Titel Schwagers und war mit diesem befreundet.

<sup>20</sup> Kaspar von Stael zu Sutthausen (1724-1803) erwirkte 1767 eine Berufung Schwagers auf die Pfarrstelle zu Melle, um deren Besetzungsrecht allerdings seit 1720 vor dem Reichskammergericht gestritten wurde. Die Installation kam darum nicht zustande.

<sup>21</sup> Vgl. J. M. Schwager, »Ueber den ersten Band der Iris des Hn. Canonicus Jacobi«, *Mindensche Beyträge zum Nutzen und Vergnügen* 1775/19, Sp. 145-152; ders., »Ueber die Predigten des Hn. Mag. Seb. Nothanker aus seinen Papieren gezogen«, ebd. 1775/22, Sp. 169-174.

<sup>22</sup> Vgl. *Das zu Dessau errichtete Philanthropinum etc., empfohlen von Johann Bernhard Basedow. Leipzig 1774*, ebd. 1775/23-26, Sp. 177-178; ferner: *Über das erste Stück des philanthropischen Archivs etc. des Hrn. Basedow*, ebd. 1776/18f., Sp. 137-148; *Nachricht an die Leser des deutschen Merkurs*, ebd. 1776/3, Sp. 23f.

<sup>23</sup> Horaz, *Ars poetica* (Dritte Epistel, V. 351-353); übers. von Rudolf Alexander Schröder, *Vergil/Horaz Deutsch*, Gesammelte Werke, Bd. 5, Frankfurt a. M. 1952, S. 949: »Überwiegt im Gedicht das Gelungene, stören die kleinen Flecken mich nicht; mag sein, daß es einer achtlos verschüttet, oder daß menschliche Schwächen ihr Recht einfordern.«

<sup>24</sup> Lat.: durch Lachen die Wahrheit zu sagen.

<sup>25</sup> Johann Timotheus Hermes veröffentlichte 1770-72 *Sophiens Reise von Memel nach Sachsen*.

<sup>26</sup> Vgl. Moritz August v. Thümmel (1738-1817), *Wilhelmine oder der vermählte Pedant: ein prosaisches Gedicht* (o.O. 1764).

<sup>27</sup> J. F. Teller (1739-1816), jüngerer Bruder des Berliner Oberkonsistorialrats, verfaßte *Die Kunst zu predigen, oder Einschränkung der homiletischen Regeln auf einen einzigen Grundsatz*, Leipzig 1770.

<sup>28</sup> Anm. Schwagers: Ein weyland großer Mann in Westphalen, der noch zum Theil in seinen würdigen Zöglingen lebt.

<sup>29</sup> Lat.: Gesagt, getan.

<sup>30</sup> Friedrich Basse (1756-1792).

<sup>31</sup> Frz.: Punkt, Unheilbare zu werden.

<sup>32</sup> Lat.: Armenkasse.

<sup>33</sup> Marie Ilsabein Petscher, geb. Buschmann (1732-1796).

<sup>34</sup> Anna Ilsabein Weller, geb. Meier (1732-1794).

<sup>35</sup> Lat.: hinsichtlich des Sechsten Gebotes.

<sup>36</sup> Lat.: geachtet.

<sup>37</sup> Zu Johann Reinhard Redecker (1723-1808) vgl. Bauks, wie Anm. 3, S. 400, Nr. 4963.

<sup>38</sup> Gemeint sind die Philanthropen der Basedowschen Reformpädagogik.

<sup>39</sup> Johann Heinrich Vincent Nölting (1736-1806), Professor für Theologie und Philosophie am Akademischen Gymnasium zu Hamburg.

<sup>40</sup> Anm. Schwagers: Klopstock hat, bekanntermaßen[,] seinen Meßias auch mit der neuen Orthographie abdrucken lassen. Schade um den herrlichen Meßias!

<sup>41</sup> Johann Friedrich Heynatz (1744-1809), Rhetorikprofessor, Pädagoge und Sprachforscher an der Viadrina.

<sup>42</sup> Johann Christoph Adelung (1732-1806), Bibliothekar, Lexikograph und Germanist.

<sup>43</sup> Michael Ringeltaube (1730-1784), luth. Prediger in Schlesien und Polen, veröffentlichte 1757/58 die beiden Bände seiner *Briefe an die Christen in der Welt*.

<sup>44</sup> Vgl. Carl Renatus Hausen (1740-1805), Leben des Herrn Christian Adolph Klotzens, Halberstadt 1772.

<sup>45</sup> Christian Tobias Damm (1699-1778), Philologe und Rektor am Cöllnischen Gymnasium zu Berlin.

<sup>46</sup> Erik Panoppidan, Norwegischer Bischof und Naturforscher.

<sup>47</sup> Anm. Schwagers: Neue Apologie des Buchstabens H, oder außerordentliche Betrachtungen über die Orthographie der Deutschen von H. S. Schullehrer. Zweyte verbesserte Ausgabe. Pisa 1773.

<sup>48</sup> Anm. Schwagers: S. allg. deutsche Biblioth. B. 24 St. 1 S. 290, die sie aus den *Papilloten* nacherzählt.

<sup>49</sup> Priscian (ca. 500 bis nach 527) war kein Heiliger, sondern ein maßgeblicher Schriftsteller und Grammatiker für das mittelalterliche Latein.

<sup>50</sup> Franz Carl Theodor Schwager wurde am 19.10.1772 in

Jöllenbeck geboren und »starb den 3. Jul. 1803 in Charleston, Süd-Carolina« (handschriftl. Nachtrag im Jöllenbecker Geburtsregister). Vgl. auch »Miscellen; Auszüge eines in Charlestown am 3ten July 1803 verstorbenen Westfälingers« in *Westfälischer Anzeiger* 1806, Sp. 1495-1549.

<sup>51</sup> Robert Motherby (1736-1801) war englischer Kaufmann und mit Kant befreundet.

<sup>52</sup> Johann Bernhard Basedow (1724-1790) *Elementarwerk*, 4 Bde., Dessau 1774.

<sup>53</sup> Joachim Lange (1670-1744), *Verbesserte und Erleichterte Lateinische Grammatica mit Paradigmatischen und Dialogischen Tiocinio*, Halle 1703; wiederholt nachgedruckt.

<sup>54</sup> Joachim Heinrich Campe (1746-1818), *Robinson der Jüngere*, Hamburg 1779/80.

<sup>55</sup> Lat.: Dem Unbekannten keine Begierde.

<sup>56</sup> Christoph Christian Sturm (1740-1786) gab seit 1770 das *Journal für Prediger* heraus, in dessen 10. Band von 1782 dieses Brieffragment auf S. 434-436 erschien. Die darin erwähnten Personen – der Berliner Theologe Johann Joachim Spalding (1714-1804), der Staatsrechtler Johann Stephan Pütter (1725-1807) und der Philosophieprofessor Christoph Meiners (1747-1810) aus Göttingen – hatten sich am 16. bis 18.7.1781 zu Pyrmont in Schwagers Stammbuch eingetragen; vgl. Hermann Rothert, »Das Stammbuch des Johann Moritz Schwager«, *Westfalen, Hefte für Geschichte, Kunst und Volkskunde* 27, 1948, S. 47f. Schwager veröffentlichte Sturms Gedicht »Erinnerung der genossenen Frühlings- und Sommerfreuden« in *Mindensche Beyträge zum Nutzen und Vergnügen* 1779/45, Sp. 353-358.

<sup>57</sup> Der Karlsruher Theologe, Schriftsteller und Professor Heinrich Sander (1754-1782) war Ehrenmitglied der Berlinischen Gesellschaft naturforschender Freunde, denen u.a. auch Schwagers Freunde Rudolf Carl Opitz und Johann August Ephraim Goeze angehörten.

<sup>58</sup> Anm. Schwagers: Der Verfasser dieser Druckschrift bekennt sich für diesen gefährlichen Menschen, gesteht auch, daß ihm sein Mitlachen und sein Semlerianismus theuer gnug sey zu stehen gekommen, und daß ihm die Stillbäche seines Vater-

lands ausgespielen.

<sup>59</sup> *Versuch einer Geschichte der Hexenprocesse*, von Johann Moriz [sic] Schwager, Pastoren zu Joellenbeck in der Grafschaft Ravensberg, Bd. 1 (Berlin 1784).

<sup>60</sup> Bei Johann Friedrich Weygand (1743-1806) zu Leipzig erschienen folgende Werke Schwagers: *Beytrag zur Geschichte der Intoleranz* (1780), *D. Balthasar Bekkers Bezauberte Welt* (3 Bde., 1780-81), *Stillbachs Leben, ein Zauberroman* (1781) und *Beyträge zur Bildung deutscher Bürger* (1781). Weygand verlegte Autoren des Sturm und Drang und gab das *Teutsche Museum* heraus.

<sup>61</sup> Freimaurerorden. Randnotiz Nicolais: *Aus welcher Zeit? aus welchem Lande? sind sie kritisch untersucht? Es ist dies so leicht nicht*. Schwager hatte 1773 in den *Lippischen Intelligenzblättern* – vgl. oben – und vor allem ab 1785 in der *Allgemeinen Literatur-Zeitung über Freimaurerei* geschrieben.

<sup>62</sup> Der Ganganelli-Papst Clemens XIV. hob 1773 den Jesuitenorden auf.

<sup>63</sup> Vgl. Johann Caspar Lavater, *Die Physiognomischen Fragmente*, 4 Bde. (1775-78).

<sup>64</sup> Nikolaus Barkey (1709-1788) edierte u.a. die *Bibliotheca Bremensis nova historico-philologico-theologica* (Bremen 1760/61-1766/67), welche er mit *Museum Haganum historico-philosophico-theologicum* (4 Bde., Den Haag 1774-1780) fortsetzte. Schwager hatte ihn 1766 in Bremen kennengelernt. Barkey war neben dem Bielefelder Stadtdirektor Johann Christoph Wilmanns (1712-1780) Schwagers wichtigster Informant und Gewährsmann für die Erstellung der Biographie Balthasar Bekkers.

<sup>65</sup> Das Werk erschien 1781.

<sup>66</sup> Vgl. Schwager, *Vorläufige Nachricht von einer 17jährigen Kranken in Margarethen-Lengerich*, in: *Mindensche Beyträge zum Nutzen und Vergnügen* 1782/31f.; Hermann Rudolf Smend (1730-1819, nach Studium in Groningen ab 1755 Pfr. in Lengerich), *Pflichtgemäße Anzeige der offenbahren Unwahrheiten, welche in die vorläufige Nachricht von einer 17jährigen Kranken in M.-Lengereich – eingeschlichen sind*, ebd. 1782/37 u. 39; *Schreiben des Past. Schwagers an den Hrn. Past. Smend*, ebd.

1782/40. Vgl. ebenfalls: Schwager: *Nachricht von einer hysterischen Jungfer in Lengerich, in der Grafschaft Tecklenburg, die es mit dem Teufel zu thun haben will*, *Berlinische Monatsschrift* 1783/1, S. 595ff.; ders.: *Jungfer Brune in Lengerich*, *Mindensche Beyträge zum Nutzen und Vergnügen* 1788/6.

<sup>67</sup> Die Brüder und Mindener Pfarrer Dietrich Heinrich Kottmeier (1732-1795) und Friedrich Wilhelm Kottmeier (1739-1799) sowie Heinrich Gottlieb Friedrich Frederking (1749-1824).

<sup>68</sup> Johann August Urlsperger (1728-1806) gründete 1780 die Christentumsgesellschaft, der viele pietistische Pfarrer beitraten. Auch die Mitglieder der *Immediaten Examinationskommission* zu Berlin gehörten ihr an.

<sup>69</sup> Lat.: bis auf die Nagelprobe, d. h. genauestens. Franz Karl Rischmüller (1745-1811) war Nachfolger Friedrich August Weihe im Pfarramt zu Gohfeld und veröffentlichte zahlreiche Aufsätze im *Journal für Prediger*. 1791 wechselte er nach Minden.

<sup>70</sup> Martin Gottfried Franke (gest. vor 1812) publizierte in seiner Mindener Verlagsbuchhandlung vor allem Schriften von und über F.A. Weihe.

<sup>71</sup> Vgl. Samuel Theokrat (p.t. Küster und *Ludi-magister loci*): *Wie ein Westphälischer Küster das Recht der Nationen, ihre Konstitution zu ändern, ansehe. Ein Schreiben des Küsters an den Hrn. Geheimen-Justizrath Möser*, in: *Schleswigisches ehemals Braunschweigisches Journal* 1792/4, S. 424-454.

<sup>72</sup> Neologismus Schwagers aus dem Griechischen; *επαράομαι* = herbeisehnen.

<sup>73</sup> Lat.: daher diese Tränen.

<sup>74</sup> Heinrich Gottlieb Friedrich Frederking (1749-1824) war Mitglied der Mindener Provinzial-Examinationskommission. Diese dürfte nach dem Thronwechsel von 1797 noch eine Zeitlang weitergearbeitet haben; der Chef des geistlichen Departements, Johann Christoph von Wöllner (1732-1800), wurde erst am 11. März 1798 entlassen.

<sup>75</sup> Christian Gotthilf Salzmann (1744-1811), *Krebsbüchlein oder Anweisung zu einer unvernünftigen Erziehung der Kinder* (Erfurt <sup>3</sup>1792).



## Nachwort

### Der Aufklärer auf dem Lande – »ein Dorn im Auge dem Narren und Devoten«

»Auch ich bin in meiner Jugend in Jöllenbeck ‚volkenin-gisiert‘ worden und habe damals nichts Positives über den ja viel wichtigeren, klügeren und eindrucksvolleren Schwager gehört. Der bigotte Pietismus des 18., insbesondere aber des 19. Jahrhunderts hat die aufklärerischen Verdienste Schwagers totgeschwiegen, ja sogar als ‚unchristlich‘ verunglimpft. Bestenfalls wurden die angeblich anekdotenhaf-ten Züge Schwagers als bemerkenswert betont« – so schrieb Hans Kastrup, Professor für Elementarphysik am Deut-schen Elektronen-Synchrotron zu Hamburg und korres-pondierendes Mitglied der Historischen Kommission für Westfalen, am 3.5.2010.

In der Tat hat man zur höheren Ehre der Minden-Ravens-bergischen Erweckung, vor allem des »Pietistengenerals« Johann Heinrich Volkening (1796-1877), in den vergan-genen zweihundert Jahren konsequent an der *damnatio memoriae* dieses vorgeblich »platten Rationalisten« gearbei-tet und es sich angelegen sein lassen, dessen Predigt-, Wohn- und Grabstätte buchstäblich platt und dem Erdbod-den gleich zu machen. Schwagers Briefwechsel mit Geistes-größen wie Justus Möser (1720-1794), Johann Friedrich Willhelm Jerusalem (1709-1789), Johann Joachim Spal-ding (1714-1804), Johann Salomo Semler (1725-1791), Anton Friedrich Büsching (1724-1793), Friedrich Eber-hard von Rochow (1734-1805), Christian Wilhelm Dohm (1751-1820) und weiteren Gelehrten bzw. Publizisten – nach eigenen Angaben mehr als umfangreich – ist mit Aus-nahme von drei Briefen an Anton Matthias Sprickmann (1749-1833) und fünfundzwanzig Briefen an Friedrich Nicolai (1733-1811) spurlos verschwunden.

»Die Nachwelt nennt seinen Namen nur noch selten,« konstatierte bereits Schwagers Urenkel Hermann Schauenburg (1819-1876) in der 1847 unter dem Titel *Julie und ihr Haus* hastig edierten Sammlung von dessen später Privatkorrespondenz, »aber seine Zeit kannte ihn und er hat sie gekannt, denn an Kenntniß und Erfahrung, an Unbefangenheit und Urtheil stand er über ihr, wie Wenige. Diese Vorzüge, verbunden mit dem lebendigsten und lautersten Eifer, zu lehren und aufzuklären, zu bessern und zu fördern, wo es noth that, machten ihn zu einem Manne, der von den Mitlebenden mit Recht als Vorkämpfer anerkannt wurde, und an den es sich in unsern Tagen wo[h]l der Mühe lohnt zu erinnern, wo sich so Viele in schlaffem Wohlbehagen befriedigt fühlen, denen die ernstesten Pflichten auferlegt sind.«

Schwagers Zeitgenossen bestätigen dieses Urteil: Wenn er laut dem Publizisten Johann Wilhelm Aschenberg (1769-1819) »längst als einer der *ersten* Schriftsteller genannt wird, welche der Niederrhein hervorbrachte« – so in der *Beylage zum Westfälischen Anzeiger* Nro. 54 vom 7.7.1801 – dann wird er damit durchaus auf eine Stufe mit Friedrich Heinrich Jacobi (1743-1819) gestellt. Auch der hier wieder veröffentlichte Nachruf Ludwig Natorps (1774-1846), des späteren Vizeregernalsuperintendenten der preußischen Kirchenprovinz Westfalen, spricht diesbezüglich ebenso für sich wie die anonymen Würdigungen im *Intelligenzblatt der Allgemeinen Literatur-Zeitung* 123 vom 4.8.1804 oder im vierten Band des *Liturgischen Journals* von 1805, S. 168-170.

Zweifellos ist Schwager »einer der klügsten, praktischen Wirken verpflichteten und einer der reflektiertesten deutschen Aufklärer« gewesen; so Holger Böning im *Jahrbuch für Kommunikationsgeschichte* 2010. Dennoch sollte die erste umfassende Monographie über diesen »Volksaufklärer par excellence« (Reinhard Siegert) erst vor zweieinhalb Jahren erscheinen: Frank Stückemann, *Johann Moritz Schwa-*

ger (1738-1804); ein westfälischer Landpfarrer und Aufklärer ohne Misere, Bielefeld 2009. Obwohl dieses als »quellenorientiertes Standardwerk« (P. Heßelmann, *Westfälische Forschungen*) bzw. als »Referenzwerk« (C. Sengül, *Germanistik*) »die Themenvielfalt, die Weite der Interessen und Arbeitsfelder als Schwagers Lebensleistung für zukünftige Forschungen in vorbildlicher Weise erschlossen hat« (Hanno Schmitt, *Das Achtzehnte Jahrhundert*), stieß es bei manchem westfälischen Kirchengeschichtshüter schon im Vorfeld der Publikation auf heftige Ablehnung.

Bernd Hey, der Leiter des Landeskirchlichen Archivs in Bielefeld, teilte dem Verfasser am 31.5.2010 mit, »daß Sie sich bei der Pietismus-Clique in Münster nicht sehr beliebt gemacht haben. Ich bin heute noch stinksauer, wenn ich an die Verhinderung der Veröffentlichung Ihrer Dissertation in der Roten Reihe nachdenke, nicht nur weil mir damit eine wichtige Veröffentlichung entgangen ist, sondern auch wegen der m. E. unmöglichen Vorgehensweise: daß nämlich für mich als geschäftsführender Herausgeber bestimmte Gutachten von B[...] und N[...] an andere, u. a. P[...], weitergegeben und dazu benutzt wurden, Sie unter Druck zu setzen.«

Kein Zweifel: An Schwager schieden sich die Geister und scheiden sie sich immer noch. Den Grund dafür bringt die Rezension von Hans Otte im *Jahrbuch der Gesellschaft für niedersächsische Kirchengeschichte* 2010 auf den Punkt: »Als Schüler der hallischen Theologieprofessoren J. S. Semler und J. A. Nösselt war Schwager ein entschiedener Anhänger einer lutherisch geprägten Aufklärungstheologie; er verteidigte mit Witz und Entschiedenheit die Neologie gegenüber dem Pietismus und der beginnenden romantisch geprägten Erweckungsbewegung; als Prediger, als Journalist und als Herausgeber von Zeitschriften, die der praktischen Aufklärung dienen wollten, als Autor von Romanen und Reisebeschreibungen, die ebenfalls vor allem ‚nützen‘ wollten, und nicht zuletzt als begnadeter Polemiker, sowohl im

Teufelsstreit nach 1760 als auch im Kampf gegen das Wöllnersche Religionsedikt. Sorgfältig analysiert Stückemann nicht nur Schwagers Theologie, sondern auch dessen literarisches Potential, das die Lektüre von Schwagers Texten oft zum Vergnügen macht. An Schwager wird deutlich, warum die Neologie in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts für viele – Gebildete und Ungebildete – Überzeugungskraft entwickeln konnte.«

Was Otte unausgesprochen läßt: Gerade diese Neologie – eine Art aufklärerischer Religionswissenschaft – hatte sich die aus dem radikalisierten Herrnhutertum Sören Kierkegaards (1813-1855) entwickelte dialektische Theologie des 20. Jahrhunderts vom Hals zu schaffen gewußt. Böning spricht gar von einer »Aufklärungsfeindlichkeit der Aufklärungsforschung« auf dem Gebiet der Religions- und Kirchengeschichte.

Auf der anderen Seite gratulierte der aus dem ostwestfälischen Bünde stammende Anglist und Schriftsteller Ulrich Horstmann Stückemann am 22.2.2010 ob seiner »Erfolge als antipietistischer (Toten-)Erwecker«, nachdem er ihm bereits am 4.6.2009 im Blick auf potentielle Rezensenten riet: »Machen Sie es wie Poe, der sich Rufus Griswold, also einen seiner rufmörderischen Widersacher, als Nachlaßverwalter ausgesucht hat, und sprechen Sie ‚verdiente Kollegen‘ an. Nur die Geiferer machen einen zum Mythos.« Am 22.6.2010 kommentierte er die von Hey erwähnten Vorgänge dann wie folgt: »Hut ab vor den Streithanseln Ihrer Zunft – mit dem ‚Bruder‘ auf den Lippen und dem Dolch hinter dem Rücken. Behaupte niemand, die Jahrhunderte wechselseitiger Ehrabschneiderei und Verketzerung seien umsonst gewesen.«

Eine ähnliche Terminologie verwendete Conrad Wiedemann, langjähriger Herausgeber der *Germanisch-Romanischen Monatsschrift*, als er am 2.3.2010 die Dissertation als ein »großes Schwager-Reanimationswerk« würdigte: »Der Arbeitsaufwand ist wirklich riesig und das Ergebnis trium-

phal, wobei mich die Typik dieser polemischen Existenz [Schwagers] und ihres Stehvermögens gegen die pietistische Brüderhorde fast mehr interessiert als die klassischen Themata und Genres.«

In der Tat ist damit das Leitmotiv im Schaffen des Jöllender Landpfarrers benannt, welches sich vor allem in der Thematik des Teufelsstreites mit all seinen Verästelungen wiederfindet. Hierbei geht es letztlich um die konsequente Preisgabe des Augustinismus und seines zutiefst dualistischen, manichäischen Weltbildes, wie es über Jahrhunderte die Theologie des Westens prägte und in seinen Relikten noch heute vom evangelikalen Fundamentalismus verbissen aufrecht erhalten wird. Darum ist Schwager und sein Werk – und nicht nur die Pietistensatire *Leben und Schicksale des Martin Dickius*, auf die er dieses Wort münzte – »ein Dorn im Auge dem Narren und Devoten.«

Die niedere Herrschaft Neustadt bzw. Gimborn, innerhalb deren Grenzen Schwager am 24.9.1738 auf dem Gute Kalkkuhl in der Kirchengemeinde zum Hülsenbusch als Sohn wohlhabender Bauern zur Welt kam, war konfessionell gemischt: Unter dem katholischen Landesherrn hatte sich das dortige Luthertum nur in streng orthodoxer Ausprägung halten können. Der damalige *pastor loci* Johann Dietrich Eichholz (1727-1772) hingegen war durch den Pietismus August Hermann Franckes geprägt.

Wer *eo ipso* aufgeweckt und helle ist, braucht nicht erweckt zu werden: die einschlägigen Vorstellungen von Bußkampf und Bekehrung blieben schon dem kleinen Johann Moritz fremd. Als sein zwar zum Jähzorn neigender, aber moralisch völlig integrierter Vater Thielemann Schwager 1755 als angeblich nicht Wiedergeborener verstarb und darum bei der Trauerfeier die Seligkeit abgesprochen bekam, traumatisierte dieses den gerade einmal Siebzehnjährigen zutiefst.

Immerhin eröffnete sich dem Knaben ein pietistisch geprägter Bildungsgang über die Eichholz'sche Lateinschule, die Trivialschule zu Lennep und das Dortmunder Archi-

gymnasium; von 1759 bis 1762 studierte er in Halle und Jena Theologie, vor allem bei Semler und Nösselt, besuchte nebenbei aber auch Vorlesungen in Medizin oder Logik und nahm rege an schönggeistigen Veranstaltungen teil. Die Sichtweise der bigotten Frömmler auf einen derart »weltlichen Umgang« persiflierte er selbstironisch in dem hier aufgenommenen Portrait aus *Stillbachs Leben, ein Zauberroman*.

Schwager beschrieb diese Zeit und die seiner Wanderjahre am Niederrhein, in Holland, Bremen, Hoya und Osnabrück in zwei Biographien, 1794 im *Allgemeinen Magazin für Prediger nach den Bedürfnissen unsrer Zeit* und 1801 in den *Niederrheinischen Blättern* erschienen. Dort ist auch das oben von Kastrup erwähnte Anekdotische wie ein Duell in Dortmund, die Teilnahme am Siebenjährigen Krieg als Fahnenjunker unter Bandemer oder die Abenteuer in diversen Hauslehrer- bzw. Hilfspredigerstellen nachzulesen. Damals gab es eine Zeit der Stellenknappheit bei gleichzeitiger Theologenschwemme. Schwager war schon drauf und dran, sich als Prediger der deutschen Gemeinde nach Charleston in South Carolina zu begeben, als ihm beim Abschied von Studienfreunden in Osnabrück überraschend eine Pfarrstelle in Melle angeboten wurde. Obwohl er sie aufgrund juristischer Querelen letztlich dann doch nicht erhielt, blieb er lange genug, um 1767 an Möasers Osnabrückischem Intelligenzblatt mitzuarbeiten, seine spätere Ehefrau Helene Gösling kennenzulernen und durch das Hochadlige Damenstift zu Schildesche einen Ruf auf deren Pfarrvikarie nach Jöllenbeck zu erhalten, wo er den Rest seines Lebens verbringen sollte. Der hier abgedruckte Brautbrief ist der einzig überlieferte, einzig auch in seiner emotionalen Tiefe und Empfindsamkeit.

An seiner neuen Wirkungsstätte fand Schwager eine kirchliche Landschaft vor, die weitgehend vom Pietismus geprägt war; die hochgebildeten Stiftsdamen hingegen bevorzugten aufgeklärte Kandidaten für ihre drei Patronatsstellen. Span-

nungen waren vorprogrammiert, Intrigen gegen Schwager gab es schon im Vorfeld der Pfarrwahl, Stellvertreterkriege um Markenteilung, Pfarrhausreparatur, Schulangelegenheiten, Holzrechte, Einrichtung eines Pfarrwitwentums etc. wurden auf beiden Seiten mit konsequentem Sportsgeist zelebriert. Die entsprechenden Akten liefern immer wieder beiläufig wichtige Angaben zur Jöllenbecker Gemeindesoziologie, denen hier um ihrer Unbekanntheit und Authentizität der Vorzug vor den einschlägig bekannten Aufsätzen Schwagers wie dem »Ueber den Ravensberger Bauer« im *Westphälischen Magazin* oder denen über »den gemeinen Mann« im *Jahrbuch für die Menschheit* gegeben wurde. Neologen wie Schwagers Hochschullehrer und Freund Semler oder auch Jerusalem behandelten den Unterschied zwischen Theologie und elementarer Religion mehr akademisch, während dem Landprediger die Gemeindewirklichkeit oblag: Gemeinsam mit seinem Freund Johann Lorenz Benzler (1747-1817) legte er 1774-1776 das *Niedersächsische Wochenblatt für Kinder* vor. Nach dem *Leipziger Wochenblatt für Kinder* (1772-1774) war es das zweitälteste Periodikum dieser Art und erlebte von 1779 bis 1783 eine auf fünf Jahrgänge verteilte Zweitaufgabe. Daraus möge zumindest die programmatische »Aufmunterung die Natur zu studiren« ein Beispiel für den dort herrschenden reformpädagogischen Geist geben: Benzler hatte wie sein jüngerer Bruder Friedrich August und auch der mit beiden wie mit Schwager befreundete Dohm bei Johann Bernhard Basedow (1724-1790) in Hamburg bzw. Dessau mitgearbeitet.

1777 versuchte Schwager, v. Rochows *Kinderfreund* als Lesebuch für den Landschulunterricht einzuführen. Beide hatten sich 1776 in Pyrmont, wo auch Möser regelmäßig kurste, kennengelernt; 1781 traf er dort den Berliner Neologen und Oberkonsistorialrat Spalding, den Staatsrechtler Johann Stefan Pütter (1725-1807) und den Philosophen Christoph Meiners (1747-1810), 1794 schließlich Nicolai. Schwager ließ in Jöllenbeck nach v. Rochows Methode

unterrichten und schickte seine Lehrer zur Fortbildung nach Reckahn. Auch der hier abgedruckte Offene Brief an Joachim Heinrich Campe bezeugt Schwagers Philanthropismus, der sich indessen stets an der positiven bzw. statutarischen Religion orientiert; vgl. das hier veröffentlichte Fragment *Ueber die erste Bildung der Kinder zur Religion*. In der Homiletik als der Kunst, dem Volk aufs Maul zu schauen, haben ihm die *Predigten des Herrn Magister Nothanker aus seinen Papieren gezogen* (Leipzig 1774) entscheidende Impulse gegeben. Ihr damals noch unbekannter Verfasser David Christoph Seybold (1747-1822) hatte mit diesem Titel im Kielwasser des 1773 erschienenen Erfolgsromans *Das Leben und die Meinungen des Herrn Magister Sebaldu Nothanker* von Friedrich Nicolai schwimmen wollen.

Schwagers Mitarbeit an den *Mindenschen Beyträgen zum Nutzen und Vergnügen* – eine Art gelehrtes Feuilleton zum Intelligenzblatt der *Wöchentlichen Mindenschen Anzeigen* – und vor allem die Übernahme von deren Schriftleitung im Jahre 1773 läutete ein goldenes Jahrzehnt publizistischer Volksaufklärung im nordöstlichen Westfalen ein. Zwischen den Osnabrückischen, Mindenschen und Lippischen Intelligenzblättern und ihren Redakteuren Möser, Schwager und Benzler entstand ein reger Austausch; enge Beziehungen unterhielt der Jöllenbecker Dorfpfarrer auch zu Sprickmann in Münster, zu Dohm und Boie und dem von diesen beiden herausgegebenen *Teutschen Museum*, zu Johann August Ephraim Goeze (1731-1793), dem physikotheologisch geprägten Bruder des Hamburger Hauptpastors an Sankt Katharinen und Mitarbeiter an den Berliner *Manigfaltigkeiten*, zu Friedrich Justin Bertuch (1747-1822), der ihm schließlich eine Rezensententätigkeit an der 1885 gegründeten *Allgemeinen Literatur-Zeitung* antrug. Auch an der *Berlinischen Monatsschrift* hatte Schwager einigen Anteil.

Ein weiterer Beitrag Schwagers zur Volksaufklärung ist sein



frühes Engagemnt für die Pockenimpfung. Nachdem er sich 1777/78 durch einen längeren Artikel »Ueber die Münsterschen Medizinalgesetze« zumindest eine publizistische Legitimation für heilpraktische Betätigung verschafft hatte, griff er zur Lanzette und »inoculirte« selbst – zum größten Mißvergnügen des Ärztemonopols und sechzehn Jahre vor Einführung der Kuhpockenimpfung. Schwagers landwirtschaftliche Leistungen bei Einführung einer Assekuranzkasse gegen das Viehsterben, dem Anbau von Obst, »Wuchergerste« und Luzerne (Futterklee) etc., die ihm 1793 die Ehrenmitgliedschaft in v. Rochows »Königl. Preussischer Chur-Märkischen ökonomischen Gesellschaft« einbrachten, seien hier wenigstens angedeutet und gestreift. »Daß diese Verbreitung aufklärerischer Ideen auf den scharfen Widerstand des Pietismus und der Erweckungsbewegung in Minden Ravensberg stieß, kann nicht überraschen« (Dirk Fleischer, *Das »Historisch-politische Buch«* 2010). Schwager hielt deren Bildungsrenitenz vor allem mit dem dreibändigen Roman *Leben und Schicksale des Martin Dickius* (Bremen 1775f., <sup>2</sup>1777, <sup>3</sup>1779, Leipzig <sup>4</sup>1784, Reprint 2010) einen satirischen Spiegel vor. Darin sind die Epigonen des Gohfelder Erweckungspredigers Friedrich August Weihe (1721-1771), aber auch dieser selbst nach Vorgabe eines Samuel Butler, Swift, Sterne und Fielding abkonterfeit. Vier Auflagen und ein gutes Dutzend Rezensionen, welche in Schwagers Persiflage meist einen Seitengänger von Friedrich Nicolais *Sebaldus Nothanker* sahen, vor allem aber eine dänische Übersetzung aus dem Jahre 1791 (*Martin Dickius's Levnet og Hændelser*) zeigen den großen Verkaufserfolg des Buches an. Es konnte nur durch ein Konkurrenzunternehmen unschädlich gemacht werden: Carl Arnold Kortum (1745-1824) vergrößerte in seiner *Jobsiade* – im folgenden Jahrhundert durch Wilhelm Busch wundervoll illustriert – den Stoff durch systematisches Herausbrechen der antipietistischen Spitzen zum faden Humor seiner Knüppelverse.

Schwagers Wertherparodie *Die Leiden des jungen Franken, eines Genies* (1777, <sup>2</sup>1797, Reprint 1913) ist hier nur durch einen Text zu deren Programmatik und Wirkungsgeschichte vertreten («Ueber den Selbstmord»). Daß Goethe den Suizid von Karl Wilhelm Jerusalem (1747-1772), an dessen Vater Schwager »einen Gönner bis in den Tod« hatte, literarisch in schamlosester Weise ausschachtete, empörte den Jöllenbecker um so mehr, als dieses Werk die junge Generation zum Selbstmord aufreizte. Der sprechende Titel seiner Satire setzt die ästhetische Schwärmerei Goethes, der bis in seine Straßburger Zeit Briefe im Zinzendorfschen Ton schrieb, mit der religiösen Schwärmerei des völlig ungenialen »jungen Francke[n]« (Gotthilf August, 1696-1769) in Beziehung. Schwagers satirische Begabung sei hier an einigen anderen und vor allem unbekannten Beispielen vorgestellt.

Am sog. Teufelsstreit, einer der wohl wichtigsten theologischen Kontroverse des 18. Jahrhunderts, beteiligte sich Schwager vor allem durch Übersetzungen einschlägiger Standardwerke. Hierzu gehören der *Versuch über die Dämonischen des Neuen Testaments* (Bremen 1776, Reprint Waltrop 2000) und *Ueber die Beschaffenheit und Absicht der Versuchung Christi in der Wüsten* (Bremen 1777, Dresden <sup>2</sup>1783) des Doddridge-Schülers und Dissenterpredigers Hugh Farmer (1714-1787), die er im ersten Fall veranlaßt und im zweiten getätigt hatte; hierzu gehören ferner die Biographie des niederländischen Theologen Balthasar Bekker (1634-1698) unter dem Titel *Beytrag zur Geschichte der Intoleranz* (Leipzig 1780) sowie die dreibändige Neuübersetzung von dessen *Bezauberte Welt* (Leipzig 1781/82); beide von Semler eingeleitet und kommentiert. Sie trugen maßgeblich zur Ausbildung von Semlers Akkomodationstheorie bei: Teufel, Dämonen und Hölle, die von Jesu Zeitgenossen als Relikte heidnischen Aberglaubens zur Erklärung pathologischer Phänomene übernommen worden sind, können getrost aus dem Bereich christlicher Reli-

gion verbannt werden.

Schwagers *Versuch einer Geschichte der Hexenprozesse* (Berlin 1784) wollte den Aberglauben durch eine krasse Dokumentation bloßstellen. Dieses trug ihm vor allem aufgrund der Obszönität mancher Dokumente wie des lang und breit übersetzten Auszugs aus dem berüchtigten *Hexenhammer* Schwierigkeiten mit der Berliner Zensur ein. Die religiöse Depotenzierung des Aberglaubens stellte bei Schwager gleichzeitig die Weichen zur rein volkskundlichen Beschäftigung mit den entsprechenden Phänomenen.

Die Verabschiedung des Teufels aus der Theologie und die Verweisung der ewigen Höllenstrafen ins Reich der Phantasie machte die pietistische Heilsordnung, ja überhaupt das Augustinische Weltbild obsolet. Sämtliche theologischen Aussagen hatten fortan auf ihre anthropologische Relevanz hin befragt und überprüft zu werden. Vor allem die Auswirkungen auf Christologie und Soteriologie (Erlösungslehre) waren immens und vielen, vor allem schlichten Gemütern, mißliebig.

Die Neologie polarisierte; der Oerlinghausener Pfarrer und ab 1796 Lippische Landessuperintendent Ludwig Friedrich August v. Cölln (1753-1804), den Schwager für die Übersetzung von Farmers *Versuch über die Dämonischen* gewinnen konnte, bekehrte sich unter dem Eindruck der ihm unerträglichen Konsequenz dieses Denkens zum gefühlsseiligen Biblizisten, Irrationalisten und Lavaterianer. Sprickmann erlebte um 1780 eine »geistige Wiedergeburt«, verstummte als Schriftsteller, brach mit der Aufklärung und schloß sich mit seinem Gönner Fürstenberg der *familia sacra* um die Fürstin Adelheid Amalia v. Gallitzin (1748-1806) an. 1781 wich der philanthropinische Einfluß an dem mit Dessau verschwägerten Hof zu Lippe-Detmold: Der Lavaterjünger Johann Ludwig Ewald (1747-1822) wurde Landessuperintendent. Auch J. L. Benzler geriet zunehmend unter dem Einfluß Lavaters in pietistisches Fahrwasser. 1783 gab er die Redaktion der *Lippischen Intel-*

*ligenzblätter* zugunsten einer Bibliothekarsstelle beim Grafen von Stolberg-Wernigerode auf.

Allianzen wurden geschmiedet: 1777 entstand der Rosenkreuzer-Orden, 1778 setzte Lavaters Bayern-Reise das Signal zu einer interkonfessionellen Front gegen die Aufklärer, 1780 gründete Johann August Urlsperger (1728-1806) die Deutsche Gesellschaft zur Beförderung reiner Lehre und wahrer Gottseligkeit, ein Vereinschristentum wider Neologie und Rationalismus, dem auch die Minden-Ravensberger Weihe-Epigonen geschlossen beitraten.

Noch im gleichen Jahr kanzelte Weihes Schwiegersohn Hilmar Ernst Rauschenbusch (1745-1815), seines Zeichens Pfarrer zu Bünde, Schwager öffentlich als Teufelsspötter, Atheist und Schriftverkehler ab. Von diesem zur Klarstellung in den *Mindenschen Beyträgen* aufgefordert, kniff er und fand sich deshalb im kommenden Jahr als ebenso bornierter wie fanatischer Obskurant unter dem Namen des Dorfpredigers Johann Caspar Stillbach in *Stillbachs Leben, ein Zauberroman* (Leipzig 1781) karikiert.

Ebenfalls 1780 bot die Einführung des vom Teufel gereinigten Berliner Gesangbuchs den Mitgliedern der Christentumsgesellschaft einen probaten Vorwand, massiv gegen die friederizianische Kultur- und Religionspolitik vorzugehen. In Ravensberg folgte die Auseinandersetzung aufgrund der verzögerten Drucklegung zwei Jahre später, wobei wiederum Schwager und Rauschenbusch die Klingen kreuzten.

Als Konventikel der Aufklärung wurden 1780/81 die Logen in Bielefeld und Minden gegründet. Schwager, der bereits 1766 in Bremen den Freimauern beigetreten war, amtierte in letzterer als Redner; ihr gehörte fast die gesamte Chefetage der Mindener Kriegs- und Domänenkammer an. Der Thronwechsel von 1786 warf seine Schatten voraus. Für Schwager bot die Loge einen nicht zu unterschätzenden Informationsvorsprung und mächtige Verbündete. Dennoch wurde er aus Gründen des Selbstschutzes mehr und mehr zu anonymen Publikationen genötigt. Vor allem

seine beiden »Schreiben vom Niederrhein, die deutsche Gesellschaft zur Beförderung reiner Lehre und wahrer Gottseligkeit betreffend« aus den Jahren 1786 und 1788 nehmen die Entwicklungen unter Friedrich Wilhelm II. hellsichtig vorweg.

Die Verlierer des Teufelsstreits – Rosenkreuzer, Lavaterianer, Exorzisten, Ex-Jesuiten und Christentumsgesellschaft – bildeten eine unheilige Allianz, um auf politischem Wege doch noch durchzudrücken, was argumentativ längst verloren war. Der preußische Thronfolger war ihr Mann, dessen Günstlinge Johann Christoph v. Wöllner (1732-1800) und Johan Rudolf v. Bischofswerder (1741-1803) ihre Werkzeuge, und die Weihe-Epigonen dienten sich in weit vorausseilendem Gehorsam dem neuen Regime als willfährige Spione, Denunzianten, Gesinnungsschnüffler und Erfüllungsgehilfen an. Die einschlägigen Dokumente demontieren zweihundert Jahre erwecklicher Hagiographik und Geschichtsklitterung, entstanden aus der Kanonisierung eines äußerst schmalen Segments an selbstreferentieller Literatur, die alle »weltlichen Quellen« konsequent ignorierte oder vorsätzlich ausblendete.

Während Friedrich II. Schwager mit einem persönlichen Brief belobigte, wurde er unter dem »Dicken Wilhelm« und seinem Minister Wöllner in einer Weise verfolgt, die den Unrechtsstaat totalitärer Ideologien in späterer Zeit strukturell vorwegnimmt. Daß es nicht zum Äußersten kam, lag an der friederizianischen Rechtsauffassung des alten Beamtenkaders und an der von der Französischen Revolution verursachten Unruhe und Unsicherheit. Sie gab Schwager Gelegenheit, seinen Religionsbegriff konsequent als Sozialkompetenz zu begründen und auszuprägen, wie u.a. am Beispiel des Aufsatzes »Religion ist die beste Grundveste des Staates« festzustellen.

Ausweis von wahren Gemeinwohl ist ihm nicht kollektiver Egoismus oder politischer Lobbyismus, sondern Menschenwürde im Umgang mit Minderheiten. Gerade in Deutsch-

land dürfte im Blick auf die jüngere Geschichte das Verhältnis zur Judenheit beispielhafte Bedeutung gewonnen haben. Schwager hat nicht nur die berühmte Schrift seines Freundes Dohm *Ueber die bürgerliche Verbesserung der Juden* (Berlin, Stettin 1781) rezensiert, sondern hierzu auch durch die 1775 in Wielands *Teutschem Merkur* anonym veröffentlichten »Gedanken über das Schicksal der Juden« entscheidende Impulse geliefert; vgl. die nächste Ausgabe von *Literatur in Westfalen*.

Sein *Predigtbuch zur Beförderung bürgerlicher Glückseligkeit* (Berlin, Stettin 1794) ist ein Paradebeispiel politischer Homiletik innerhalb des Luthertums, wie es sie nach Auffassung eines Vertreters der Dialektischen Theologie wie Karl Barth gar nicht geben kann und darf. Dieser Aspekt konsequent praktizierter Zivilcourage kulminiert in Schwagers zeitgleich entstandener Visitationspredigt, die hier deswegen auch in voller Länge erscheint.

Schwagers äußerlich submissive wie inhaltlich höchst subversive Dedikationsepistel an Wöllner erhebt die neologische Predigtaufassung des Visitierten zur wohlbegründeten Norm; die Predigt selbst macht die Visitatoren zum eigentlichen Gegenstand. Hofobskurantismus und Gesinnungsdespotie, die *political correctness* im damaligen Preußen, werden auf die biblischen Verhältnisse projiziert, denen Jesus zum Opfer fiel und denen jeder denkende Christ in seiner Nachfolge ausgesetzt sein wird. Es ist, wenn man so will, eine natürliche Theologie des zweiten und dritten Artikels, also der Erlösungslehre und der Lehre vom Geist, wie sie – völlig metaphysikfrei – nach Auffassung damaliger und erst recht heutiger kirchlicher Dogmatik unstatthaft und darum mit Denkverböten belegt ist. Genau darum wurde sie auch – wie Schwager selbst bemerkt – als »entsetzlich heterodox« empfunden: Messianische Würde ist für ihn nichts anderes als das Durchhalten von geistiger Freiheit und Souveränität, Nachfolge ein permanentes Einüben von Zivilcourage, Christentum die alltägliche Lebensfüh-

rung von Gottes Gnaden; all das scheint heute aktueller denn je. Ein persönliches Bekenntnis Schwagers zur Auferstehung unter dem an Spalding erinnernden Titel »Das glückliche Alter« und der schon erwähnte Nachruf Natorps beschließen diesen Band.

Ein Lesebuch vermag nicht alles zu bieten, noch nicht einmal einen repräsentativen Querschnitt; das Werk Schwagers umfaßt ca. 25.000 Druckseiten. Man hat sich auf Typisches zu beschränken, muß in diesem Falle, wo es einen weitgehend vergessenen gemachten Autor wiederzuentdecken gilt, auch heutigen Reizthemen wie der häuslichen Gewalt, der Kindererziehung, dem Suchtverhalten oder der Rechtschreibreform möglichst starkfarbige und profilierte Positionen gegenüberstellen. Nur so kann Neugier auf weitere Lektüre geweckt und zu weiteren Veröffentlichungen ermutigt werden.

Totgesagte leben lang: Das gilt besonders bei Schwager, nachdem Pietismus, Erweckung und dialektische Theologie durch programmatische Bildungsferne abgewirtschaftet haben und keine Paralogismen oder »Paradoxe« mehr als Offenbarung höherer Ordnung vermittelbar sind. Die Vitalität von Schwagers Sprache und Denken hingegen ist unerhört elementar; vielleicht gibt es kein Werk, das weniger gealtert ist.

Wie Friedrich II. als der Aufklärer auf dem Throne gilt, so verkörpert Schwager mit derselben Ausschließlichkeit den Aufklärer auf dem Lande. Er war »Prediger zu Jöllenbeck in der Grafschaft Ravensberg«; dieses Markenzeichen erscheint auf den Titeln, aber auch im Inhalt all seiner Publikationen. Themen und Formen mögen variieren, ihre konstituierende Mitte, ihren Verständnishorizont und ihre Grenzen haben sie in dem dezidiert seelsorgerlichen Anliegen Schwagers. Es hat seine Wurzeln in der lutherischen Orthodoxie und läßt sich mit Alfred Dedo Müllers Definition einer »in der Nachfolge Christi begründeten Glaubens- und Lebenshilfe, die dem einzelnen zu persönlicher Erfüllung, zur

Eingliederung in den Leib Christi und zur Bewährung in allen Fragen der Weltdeutung und Weltordnung verhelfen will«, angemessen beschreiben.

## Jöllennecker Paradigmenwechsel

### I. Pasteur de lumière

Goldgrund und preußisch Blau auf Druckerplatten:  
Von diesem Jöllenneck steht nicht mehr viel,  
Auf dessen rechtem Rand sein langer Schatten  
Den Rahmen sprengte, aus dem Rahmen fiel.

Die Züge seines Schattenrisses hatten  
Im Kupferstich ein feines Mienenspiel  
Und Farbe im Portrait – auch sie gestatten  
Dem profilierten Mann nur das Profil.

Der Geistesriese auf dem platten Lande –  
Ein Gulliver im Predigergewande –  
Geniert allein durch seine Gegenwart

Das Liliput der Kirche, ihr Gefasel,  
Ihr anmaßendes Muckertum aus Basel  
(Von Christentumsgesellschaft bis Karl Barth).



## II. L'Eteignoir

Frontal, verkniiffen, engstirnig empfing  
Uns dessen Gegentypus, der seit jeher  
Dem Pfaffentum der Landeskirche näher  
Und dort als Ölschinken wie Leitbild hing.

Sein böser Blick sprüht Haß auf das, was höher;  
Über Kulturen liegt der Finsterling  
Wie Mehltau – Johann Heinrich Volkening,  
Kirchlicher Marktschreier und Pharisäer.

Die geistig Armen und ihr Himmelreich...  
Wie gerne statuiert man ein Exempel  
Und macht für einen Nazarenertempel

Die alte Kirche dem Erdboden gleich!  
In Minden-Ravensberg, dem heil'gen Lande,  
Erlöst der Glaube uns von dem Verstande.

## Zur Textgestaltung

Die Orthographie Schwagers wurde weitestgehend beibehalten. Ergänzungen in [ ] wurden nur dort vorgenommen, wo es dem Textverständnis hilfreich war. Schwager selbst äußerte sich – außer im hier abgedruckten Beitrag *Ueber die neuere Rechtschreibung* – noch an anderer Stelle über die Wiedergabe seiner Texte: »Es ist mir immer unangenehm, nicht so abgedruckt zu werden, wie ich schreibe; was schadet ändern meine Rechtschreibung? Läßt man sie mir, wie sie ist, so kann und muß ich sie verantworten, statt daß es oft der Fall ist, daß ich des Setzers Orthographie verantworten soll. Wo das y hingehört[,] setze ich es hin, schreibe frey, zwey, drey, allerley, bey u.s.w. Ich schreibe nie Gemeinde, sondern immer Gemeine, nie Sinode[,] sondern immer Synode.« (Westfälischer Anzeiger vom 8.5.1804; Sp. 590.)

## Textnachweise

1. Typoskript; im Besitz der Familie Schauenburg, Lahr/Schwarzwald.
2. Zweytes Schreiben über die Freymäurer, das als eine Antwort auf das vorhergehende angesehen werden kann, *Lippische Intelligenzblätter* 1773/26, Sp. 415f.
3. Von der Inoculation der Pocken, ein Sendschreiben an den Hn. D. Opitz in Minden, von dem Hrn. P. Schwager zu Jöllenbeck, *Mindensche Beyträge zum Nutzen und Vergnügen* 1774/4, Sp. 25-28.
4. Aufmunterung die Natur zu studiren, *Niedersächsisches Wochenblatt für Kinder* 1774/3, S. 37-42.
5. ULB Münster, Autographensammlung, Nachlaß Sprickmann 31,14.
6. Beylage zu N° 132 der *Kaiserl. Privileg. Hamburgischen Neuen Zeitung*, 19.8.1775.

7. *Leben und Schicksale des Martin Dickius*, Bremen <sup>2</sup>1777, Bd. 1, S. 4-7.
8. *Leben und Schicksale des Martin Dickius*, ebd., S. 61-64.
9. Rezension: »Leben und Charakter des ehemaligen Predigers zu Gohfeld, Fr. A. Weihe; ein Beytrag zu den Nachrichten von dem Charakter, und der Amtsführung rechtschaffener Prediger und Seelsorger.« Minden, bei Franken 1780. 291. S. 8°, *Mindensche Beyträge zum Nutzen und Vergnügen* 1781/43, Sp. 341f.
10. *Leben und Schicksale des Martin Dickius*, Bremen <sup>2</sup>1777, Bd. 3, S. 40-45.
11. Jochen Grywatsch (Hg.): »... ewig in diesem Himmel die Hölle leiden«; Anton Mathias Sprickmann – Heinrich Christian Boie, *Briefwechsel 1775-1782*, Literaturkommission für Westfalen – Reihe Texte, Bd. 12, Bielefeld 2008, S. 11.
12. NRW-StA Münster, Konsistorialakten Minden-Ravensberg I, 111, fol. 1 et v.
13. An die resp. Herren Pränumeranten des Don Quixotes, *Mindensche Beyträge zum Nutzen und Vergnügen* 1777/1, Sp. 7f.
14. NRW-StA Münster, Konsistorialakten Minden Ravensberg IV 452, fol. 132-133v.
15. Nachricht und Bitte an die Gelehrten, *Mindensche Beyträge zum Nutzen und Vergnügen* 1777/14, Sp. 111f., *Westphälische Beyträge zum Nutzen und Vergnügen* 1777/17, Sp. 135f., *Jenaische Zeitung von gelehrten Sachen* 1777, S. 421f.
16. *Ueber die Beschaffenheit und Absicht der Versuchung Christi in der Wüsten; eine Untersuchung von Hugo Färmer, aus dem Englischen übersetzt und mit einem Schreiben an den Hrn. Oberkonsistorialrath Büsching begleitet von Johann Moritz Schwager*, Bremen und Leipzig 1777, S. 10-12.
17. Recension, *Mindensche Beyträge zum Nutzen und Vergnügen* 1777/39, Sp. 309-312.
18. Wie 11, *Sprickmann-Boie, Briefwechsel 1775-1782*,

Bielefeld 2008, S. 51.

19. Ueber die münsterschen Medizinalgesetze, *Teutsches Museum* 1778, Bd. 1, S. 38f.

20. Ueber den Selbstmord, *Jahrbuch für die Menschheit* 1790, Bd. 1, S. 556f. u. 575f.

21. Ueber die neue Rechtschreibung, *Mindensche Beyträge zum Nutzen und Vergnügen* 1779/48, Sp. 377-408, *Neueste Mannigfaltigkeiten*, Bd. 3, 1779/80, S. 605ff u. 620ff.

22. Schreiben eines Westphälischen Landpredigers an den Herrn Educationsrath J. H. Campe, in Hamburg, eine herzliche Danksagung für seinen Robinson, *Nützliche und unterhaltende Aufsätze zum 5ten Stück der Lippische Intelligenzblätter* 1780, S. 17-20.

23. Friedrich Carl Diederichs, Vorwort zu J. M. Schwager, *Beyträge zur Bildung deutscher Bürger in lehrreichen und unterhaltenden Aufsätzen*, Leipzig 1781, o. S.

24. Ohnvorgreiflicher Vorschlag, diejenigen Männer, die ihre Weiber schlagen, dem Vaterlande nützlich zu machen, *Mindensche Beyträge zum Nutzen und Vergnügen* 1781/3, Sp. 19-22.

25. Auszug aus dem Brief eines Landgeistlichen von seiner Reise nach Pyrmont, *Journal für Prediger*, Bd. 12, 1782, S. 434-436.

26. *Stillbachs Leben, ein Zauberroman*, Leipzig 1781, S. 39-42 u. 255-259.

27. Auch meine Gedanken, bey Lesung einer merkwürdigen Schrift Ueber die bürgerliche Verbesserung der Juden von Christian Wilhelm Dohm, *Mindensche Beyträge zum Nutzen und Vergnügen* 1782/9, Sp. 65-71.

28. Staatsbibliothek Berlin – Preußischer Kulturbesitz, Handschriftensammlung: 25 Briefe J.M. Schwagers an F. Nicolai, Nachlaß Nicolai 70, hrsg. v. F. Stückemann, *Jahrbuch für Westfälische Kirchengeschichte* 103, 2007, S. 172-174.

29. Ueber die erste Bildung der Kinder zur Religion, *Nützliche und unterhaltende Aufsätze zum 23ten St. der*

*Lippischen Intelligenzblätter* 1783, S. 91f.

30. Noch etwas über das Blatterbelzen, *Teutsches Museum* 1786, Bd. 1, S. 550f.

31. Schreiben vom Niederrheine, die deutsche Gesellschaft zur Beförderung reiner Lehre und wahrer Gottseligkeit betreffend, *Allgemeine Literatur-Zeitung* 1786, N° 202, Sp. 376.

32. Zweytes Schreiben vom Niederrheine, die deutsche Gesellschaft zur Beförderung reiner Lehre und wahrer Gottseligkeit betreffend, *Teutsches Museum* 1788, Bd. 1, S. 103f.

33. Johann Moritz Schwager, *Allgemeines Magazin für Prediger nach den Bedürfnissen unsrer Zeit*, Bd. 10, 1794, S. 92.

34. *Allgemeine Literatur-Zeitung* 1787, N° 27a, Sp. 241-248 (gekürzt).

35. Friedrich Bickerkuhl, *ein Roman aus dem Leben und für dasselbe*, Dortmund 1802, S. 197f.

36. NRW-StA Münster, Akten des Stiftes Schildesche 126 (Predigerwitwenkasse 1788-1808).

37. Ueber die theologisches Systeme; etwas für Layen, die oft unchristlichen Kämpfen zusehen, *Beyträge zur Beförderung des vernünftigen Denkens in der Religion*, Bd. 12, 1789, S. 148-161 (gekürzt).

38. NRW-StA Münster, Konsistorialakten Minden-Ravensberg I 67 (Haltung des Gottesdienstes auf dem flachen Lande).

39. NRW-StA Münster, Konsistorialakten Minden-Ravensberg IV 462 (Nebenschule Oberjöllennebeck).

40. Ebd.

41. Wie 28, *Jahrbuch für Westfälische Kirchengeschichte* 103, 2007, S. 188f.

42. Johann Moritz Schwager, Prediger zu Joellenbeck in der Grafschaft Ravensberg, *Niederrheinische Blätter für Belehrung und Unterhaltung*, 1. Bd., 1801, S. 74-78 (gekürzt).

43. Wie 28, *Jahrbuch für Westfälische Kirchengeschichte* 103, 2007, S. 191
44. *Friedrich Bickerkuhl*, wie 35, S. 290f.
45. Hermann Schauenburg (Hg.): *Julie und ihr Haus; eine Reliquie, von einem Epigonen*, Leipzig 1847, S. 63f.
46. Religion ist die sicherste Grundveste eines Staates, *Wöchentliche Mindensche Anzeigen* 1793/18f., Sp. 281-288 u. 299-302 (gekürzt).
47. Wie 28, *Jahrbuch für Westfälische Kirchengeschichte* 103, 2007, S. 199
48. Ebd., S. 202.
49. *Eine Predigt über den höhern Orts vorgeschriebenen Text 1. Petri 1,18.19. Bey Gelegenheit der Kirchenvisitation am 23. Sonnt. Trinitatis gehalten. Halle 1794.*
50. Wie 28, *Jahrbuch für Westfälische Kirchengeschichte* 103, 2007, S. 205-207.
51. Ebd., S. 207.
52. *Predigtbuch zur Beförderung bürgerlicher Glückseligkeit*, Berlin, Stettin 1794, Bd. 1, S. 941f.
53. Kurze Anweisung, wie man es anfangen müsse, kranke und schwächliche Kinder zu haben, *Wöchentliche Mindensche Anzeigen* 1795/4, Sp. 61-64.
54. Das glückliche Alter, *Materialien für alle Theile der Amtsführung eines Predigers, nebst praktischer Anweisung, dieselben, dem Bedürfnisse unserer Zeiten gemäß, zu gebrauchen*, Bd. 7, 1803, S. 98-101.
55. L. Natorp, *Historischer Anzeiger I.: Veränderung in den Ministerien*, *Quartalschrift für Religionslehrer* 1804, 2. Quartal, S. 567-569.